Universität St.Gallen



»Simply the Best«

Habitusformation und Milieusozialisation an der Universität St. Gallen

Selektion – Integration – Segregation

Forschungsbericht

Stephan Egger
Franz Schultheis
Tina Willner
Anja Zwingenberger

Inhalt

Selektion – Integration – Segregation

Vorbemerkungen

1 Selektion und Integration: Ein Problemaufriss

1 Erste Befunde: »Graduate Survey Report« und Frauenbericht **7**
2 Statistische Evidenzen: Das Assessment-Panel **16**
3 Selektion und Integration: Zwei Hypothesen **20**

2 Die Studentenschaft: Heterogenität und Homogenisierung

4 Bildungserbe und soziale Herkunft: Das Profil der Studentenschaft **22**
5 Distanz und Nähe: Eine soziographische Skizze zum »Feld« der HSG **30**
6 Konvention und Kollusion: Eine ethnologische Skizze zum »Milieu« der HSG **36**

3 Die Universität: Selbstbilder und Botschaften

7 Die Hochschule und ihr »Geist«: Selbstbilder einer »besonderen« Institution **41**
8 Eine »Nähe zur Praxis«: Renditen der »Anwendbarkeit« **50**
9 Der Kern der »Marke« HSG: Botschaften des sozialen Erfolgs **53**

4 Der Campus: Sozialisationsmuster im »Treibhaus« HSG

10 Lebensumstände und »Studentenleben«: Zwei Vermittlungsfaktoren **67**
11 Eine »sinnliche« Erfahrung: Vergemeinschaftungen auf dem Campus **70**
12 »HSG-Kultur«: Ein Moment sozialer Integration und Segregation **78**

Schluss

Anhang

Anhang 1: Ausgewählte Literatur
Anhang 2: Methodische Anmerkungen und Forschungsdesign
Anhang 3: Rohdaten und vorgängige Berichte | CD-Rom

Vorbemerkungen

Spätestens seit dem Kollaps der internationalen Finanzmärkte und seiner massiven Folgen für die Realwirtschaft steht das ökonomische Führungspersonal der westlichen Industrienationen in heftiger Kritik. In der Folge der Finanz- und Wirtschaftskrise sind nicht nur die verantwortlichen Experten, sondern auch die Universitäten in die Kritik geraten, ein zu verengtes und einseitiges Wissen und Denken zu vermitteln, das die umfassenden Zusammenhänge und die Folgen ökonomischen Handelns für die Gesellschaft aus dem Blick verliere.

Als eine der führenden Wirtschaftsuniversitäten Europas war auch die Universität St. Gallen von diesen Vorwürfen betroffen. Aber obwohl man daraufhin die Stärkung interdisziplinärer Kompetenzen und die im Leitbild verankerte integrative Sicht von Wirtschafts-, Rechts-, Sozial- und Kulturwissenschaften als strategisches Ziel festgelegt hat, lässt sich die tatsächliche Wirkung dieser Massnahmen nur schwer abschätzen. Denn einiges spricht dafür, dass die Prägung von Wahrnehmungsmustern und Verhaltensdispositionen der angehenden ökonomischen Akteure weit weniger einem expliziten Lehrplan folgt als vielmehr einem »hidden transcript«, das tief in praktisch-konkreten Prozessen der »Persönlichkeitsbildung« verankert ist.

Wie »entstehen« Wirtschaftseliten? In der lange Zeit auf politische und administrative Entscheidungsträger konzentrierten internationalen Elitenforschung ist diese Frage bis heute weitgehend unbeantwortet geblieben. Auch wenn sich dieser Forschungszweig mittlerweile stärker auf die Untersuchung von Herkunft, Ausbildungsweg und beruflicher Karriere der Inhaber einschlägiger Spitzenpositionen in modernen Volkswirtschaften konzentriert und dabei immer wieder einen starken statistischen Zusammenhang zwischen sozialem Hintergrund und beruflicher Laufbahn festgestellt hat, fehlen hier immer noch Studien, die sich mit den konkreten Prozessen der Vermittlung von sozialem Herkunftsmilieu und Berufserfolg beschäftigen.

Das hier dokumentierte Forschungsprojekt hat als eines der ersten in diesem Bereich versucht, solche Vermittlungsprozesse einzukreisen. Ausgangshypothese war, dass vor allem in der »späten« Sozialisation an wirtschaftwissenschaftlichen Hochschulen eine entscheidende Prägung charakteristischer Muster der Normen und Konventionen, des Selbstverständnisses, der Formen des Denkens und Verhaltens späterer Entscheidungsträger in der Wirtschaft stattfindet, die in spezifischen »settings« des universitären Zusammenhangs gefordert und eingeübt, ausgelesen oder »belohnt« werden – ein konkreter Ursachenkomplex, der rein quantitativen Ansätzen in der Elitenforschung bisher entgehen musste.

Den naheliegenden Ansatzpunkt des Projektes bietet die an der HSG vorhandene Situation einer führenden europäischen Wirtschaftsuniversität, die als bedeutende Rekrutierungsinstitution ökonomischer Eliten im deutschsprachigen Raum den Ruf der »Marke HSG« vor allem über das Aushängeschild des ökonomischen Erfolgs und die Spitzenkarrieren ihrer Absolventen und Absolventinnen transportiert. Dabei spielen offensichtlich nicht nur die spezifischen Kompetenzen der Abgänger für ihre privilegierte Position auf dem Markt eine Rolle, sondern vor allem die Persönlichkeitsbildung in Form eines bestimmten »Habitus«. Die Existenz und implizite Förderung dieser spezifischen »Haltung« wird sowohl im Leitbild der Universität als auch in internen Kommunikationen unter Berufung auf ein Selbstverständnis von »Exzellenz« und »Klasse« immer wieder thematisiert.

Die Ausbildung und Einprägung dieses Komplexes von Persönlichkeitsmustern und Verhaltensdispositionen ist bislang noch kaum untersucht worden. Das Forschungsprojekt hat deshalb der Frage nachzugehen versucht, über welche sozialisatorischen Prozesse und Institutionen, Normen und Konventionen an einer exemplarischen Ausbildungsstätte für den »Führungsnachwuchs« die Herausbildung eines spezifischen »Habitus« erfolgt, in welchen charakteristischen Milieus seine Merkmale verstärkt werden, und welche Rolle diese Faktoren bei der »Elitenproduktion« in der Wirtschaft spielen.

Die hier zugrunde gelegte Problemstellung bezieht sich demnach auf eine Frage, die jenseits sowohl des individualisierend »ethischen« Zuschnitts der aktuellen Kritik am Verhalten der »Entscheidungsträger« wie auch der rein sozialstrukturellen Thematisierung von Elitenreproduktion in der Wirtschaft liegt, sondern die konkreten Prozesse der »Anerziehung« von Verhaltensmustern während der Ausbildung als entscheidendes Scharnier zwischen sozial geprägten Dispositionen des »Führungsnachwuchses« und der sozialen Reproduktion von Wirtschaftseliten begreift.

Die vorliegende Studie präsentiert die Ergebnisse eines »Pilotprojektes«, also eines Forschungsvorhabens, das perspektivisch sehr viel breiter angelegt war und etwa auch einen innerschweizerischen Vergleich der »Kaderschmieden« des Führungsnachwuchses in der Wirtschaft – HSG St.Gallen, HEC Lausanne und ETH Zürich – anvisiert hat. Diese Perspektive bleibt weiterhin aktuell. Für die Pilotstudie selbst waren allerdings aufgrund der personellen und finanziellen Sachlage Einschränkungen beim geplanten Forschungsprogramm nötig.

Dies betrifft insbesondere den zentralen Bereich der qualitativen Erhebungen. Neben der inhaltsanalytischen Auswertung der Aussendarstellung der HSG und Interviews mit Experten war ein breiter ethnographischer Zugang geplant, der mit einer explorativen, theoretisch-systematischen Vorerhebung Institutionen und sozialen Gruppen identifiziert, die besonders stark an der Herstellung von exklusiven Formationen beteiligt sind, weiterhin teilnehmende Beobachtungen bei entscheidenden Anlässen des akademischen Jahres, Einzelinterviews mit Studentinnen und Studenten, die Bildung von studentischen Fokusgruppen und schliesslich die inhaltsanalytische Auswertung kollektiver studentischer Auftritte und Selbstdarstellungen. Dieser ohnehin ambitionierte und extrem arbeitsintensive ethnographische Teil des Vorhabens war nach Ausscheiden der Projektverantwortlichen Diana Reiners vor Beginn der Feldphase nur noch sehr punktuell zu realisieren und bleibt zweifellos ein Desiderat weiterer Forschung.

Dennoch ist das hier vorgelegte empirische Material methodisch relativ breit strukturiert und umfasst instruktive Befunde aus quantitativen wie qualitativen Studien. Als bereits abgeschlossene Arbeiten standen zur Verfügung der »Graduate Survey Report« mit Zahlen aus den Absolventenbefragungen und das von Rektorat und Chancengleichheit geförderte Forschungsprojekt »Frauen an der HSG« mit Tiefeninterviews von Assessment-Studentinnen. Im Rahmen des Projektes sind erstmals multivariate Berechnungen im Hinblick auf den Zusammenhang von studentischer Partizipation, sozialer Herkunft und universitärer Selektionsprozesse durchgeführt worden. Darüber hinaus liegen nun ein Dutzend Experten-Interviews mit Verantwortlichen der Universität vor, über das »normative« Selbstverständnis der HSG, eine explizite oder implizite »HSG-Kultur«, den Charakter der Studentenschaft und zukünftige Perspektiven der Hochschule, dazu inhaltsanalytische Auswertungen von weit über tausend Antworten auf offene Fragen zur »Eigenart« der HSG aus den Surveys der letzten vier Assessment-Jahrgänge, Analysen der allgemeinen Einschätzungen des Studiums in den langjährigen Absolventen-Befragungen, und nicht zuletzt auch Untersuchungen des öffentlichen Auftritts der HSG und ihrer Studentenschaft – ein überaus reichhaltiges Material, das die ursprüngliche Fragestellung wenigstens stärker fokussieren hilft.

Insofern besitzt diese Pilotstudie zwar einen noch stärker »explorativen« Charakter, als dies anfangs vorgesehen war. Allerdings zeigen schon die hier präsentierten Ergebnisse, dass die theoretische Perspektive des Projektes in hohem Masse belastbar bleibt: Auch wenn die ganz konkreten Prozesse der »Milieusozialisation« an der HSG mit den vorliegenden Daten nur »eingegrenzt« werden konnten und sich die Studie auf vornehmlich quantitativ nachweisbare Strukturen der »Selektion« und »Integration« beziehen musste, wird doch plausibel, wie sehr die praktischen, die »lebensweltlichen« Zusammenhänge der Institution HSG an der Formierung eines spezifischen »Habitus« der künftigen »Führungskräfte« beteiligt sind. Die Einlösung eines zweiten und abschliessenden Teils des skizzierten Forschungsprogramms, also einer »dichten Beschreibung« der Prozesse von »Habitusformation und Milieusozialisation«, müsste jedenfalls nicht an der theoretischen Perspektive scheitern.

Für die finanzielle Unterstützung der vorliegenden Studie danken wir ganz herzlich der Forschungskommission der Universität, dem Rektorat für sachliche Beihilfe, für ihr freundliches Entgegenkommen allen Gesprächspartnern, den Studentinnen und Studenten der HSG für ihre rege Beteiligung.

St. Gallen, im März 2013

Stephan Egger
Franz Schultheis
Tina Willner
Anja Zwingenberger

1 Selektion und Integration: Ein Problemaufriss

Wie die meisten Forschungsprojekte hat auch dieses eine Vorgeschichte. Anstoss dazu gaben einige Befunde aus der eigentlichen »Routine« des Student Monitoring, also den wiederkehrend durchgeführten Studierendenbefragungen der HSG. Die dort erhobenen Daten brachten die zunächst keineswegs spektakuläre Erkenntnis, dass auch an dieser Universität der Studienerfolg mit bestimmten *sozialen Merkmalen der Studentenschaft* zusammenhängt – eine Feststellung, die in der sozialwissenschaftlichen Bildungsforschung seit Jahrzehnten unter dem Begriff der »sozialen Selektivität« auch für die Hochschulen immer wieder getroffen wird. Die »Normalität« dieses Vorgangs erhielt nun aber durch die spezifische Position der HSG eine besondere Note: Wir haben es mit einer Universität zu tun, die nicht nur für sich beansprucht, eine »hervorragende«, und demnach »exklusive« Ausbildung anzubieten, sondern auch eine hervorragende »Marktgängigkeit« ihrer Absolventen im Bereich der Wirtschaft zu garantieren scheint – und damit der *beanspruchten* auch eine *verwirklichte* »Exklusivität« folgen lässt.

Wie kommt diese »Harmonie« zustande? Und welche Strukturen und Prozesse sind dafür verantwortlich? Es ist leicht zu sehen, dass eine solche Fragestellung weder mit dem schlichten Verweis auf die »Qualität« der Lehre und der Studenten befriedigend beantwortet ist, noch die in der quantitativ verfahrenden Sozialstrukturforschung seit langem festgestellte und ausgesprochen massive soziokulturelle Selektivität bei den Zugangsvoraussetzungen zu höheren Bildungstiteln und Berufspositionen ohne eine Untersuchung der *praktisch-konkreten Vermittlungsmechanismen* dieser Phänomene hinreichend transparent wird. Im vorliegenden Forschungsprojekt wurde deshalb gefragt, welche Prozesse und Instanzen an einer Universität wie St. Gallen zur Ausbildung und Einprägung eines spezifischen subjektiven Selbstverständnisses und objektiven Erscheinungsbildes des zukünftigen »Führungsnachwuchses« beitragen. Die Vermutung, dass wir es hier nicht allein mit – gleichwohl bedeutenden – Vorgängen der »Milieufindung« zu tun haben, bei denen sich sozial »Gleichgesinnte« zusammenfinden und ihre milieuspezifischen Verhaltenskodizes pflegen, sondern *die Universität selbst* zu einer »Milieubildung« beiträgt, in der jenseits vorgängiger sozialer Affinitäten ein charakteristischer Selektionsprozess derjenigen erfolgt, die in solchen Prozessen »berufen« werden und »Berufung« erleben, sollte den Ausschnitt der Analyse auf den konkreten Zusammenhang von institutionellen und habituellen Erfahrungsmustern scharf stellen.

Dieser komplexe Zusammenhang von »Selektion« und »Integration« steht im Zentrum der hier präsentierten Darstellung. Ein erster Anhaltspunkt ist dabei zweifellos der Befund »sozialer Selektivität« an der Universität St.Gallen. Dabei geht es zunächst um das charakteristische Profil der Studentenschaft und die damit einhergehende Frage, welche sozialen Merkmale die Universität tendenziell »selegiert« und welche sie »privilegiert«. Selbst wenn die dort wirksamen konkreten Vermittlungszusammenhänge bei dieser *sozialstrukturellen Annäherung* noch kaum greifbar werden, erlaubt sie doch zumindest eine erste Hypothesenbildung.

1 Erste Befunde: »Graduate Survey Report« und Frauenbericht

Die HSG bietet seit der Neugestaltung der Studienstruktur nicht nur Bachelor- und Masterstudiengänge an, sondern hat auch ein Assessmentjahr zur Hinführung auf das »echte« Studium eingerichtet, das als vorgelagertes *Selektionsinstrument* dient. Dass hier eine strenge Auswahl erfolgen soll, wird auch nirgendwo bestritten – im Gegenteil. Dem Selbstverständnis der HSG entsprechend hat das erste Studienjahr zwar die Aufgabe, inhaltlich an das Studium heranzuführen. Gleichzeitig wird aber sehr deutlich gemacht, dass für den Erfolg »hohe Motivation, grosse Leistungsbereitschaft und eigenständige Studienleistung bei hohem Arbeitstempo« unbedingt notwendig sind. Dieser Leistungsgedanke gehört von Beginn an zu den Botschaften der Universität. Die damit implizierte Behauptung, dass im Assessmentjahr eine Auswahl der »Besten« erfolgt, lässt sich allerdings nur bedingt aufrecht erhalten, wenn man einige Zahlen aus den Studierendenbefragungen genauer ansieht.

Denn seit Herbst 2008 werden auch im Assessmentjahr Studierendenbefragungen durchgeführt. Diese Umfragen weichen von der Logik der »Graduate Surveys« auf den übrigen Programmstufen insofern ab, als hier bereits im ersten Semester eine Vollbefragung stattfindet. Der wesentliche Grund für diese *Son-*

derstellung der Assessment-Befragungen ist naheliegend: Weil durchschnittlich ein Drittel der Studierenden das Assessmentjahr nicht erfolgreich abschliessen kann und damit ein entscheidendes Segment der Gesamtpopulation ausfällt, ist eine Vollbefragung der Studienanfänger nur vor diesem Ausscheidungsprozess möglich.

Die erste Eingangsbefragung auf der Assessment-Stufe zielte deshalb auch vornehmlich auf einen Vergleich der soziodemographischen Grunddaten der Studentenschaft zwischen Assessment- und Bachelor-Stufe, um – nicht immer und nicht ausschliesslich leistungsbedingte – *Selektionsmechanismen* beim Übergang ins reguläre Studium eingrenzen zu können. Deshalb ist das Erhebungsinstrument gegenüber den Bachelor- und Master-Umfragen deutlich verkürzt und beschränkt sich auf die Sammlung demographischer und sozialer Eckwerte und einen Komplex zu den materiellen Lebensverhältnissen während des Studiums. Ein Novum bedeutet allerdings die Erweiterung dieser Grundstruktur im Herbst 2009 durch offene Fragen zur Einschätzung des Charakters der HSG und zum Gelingen der Integration in eine »HSG-Kultur« – mit instruktiven Ergebnissen, die gerade für den hier bedeutsamen Komplex der »Milieusozialisation« weiterführende Forschungsperspektiven eröffnen konnten.

Die *Datenqualität* der Assessment-Befragungen ist durchweg sehr gut. Die Rücklaufquoten liegen mit rund einem Drittel zwar etwas niedriger als bei den Absolventenbefragungen, sind aber wegen der höheren Fallzahlen mit um 400 Einträgen für statistische Zwecke völlig einwandfrei. Auch die Repräsentativität der Stichproben ist gut, die Abweichungen gegenüber den faktischen Zahlen der Verwaltung betragen bei zentralen soziodemographischen Kennziffern nicht mehr als einen Prozentpunkt.

Selektionsmuster: Datenlage und Problemstellung

Welche Studenten kommen nach St. Gallen? Grundsätzlich ist das soziale Profil der Studentenschaft im Hinblick auf die soziodemographischen Eckdaten recht typisch für eine wirtschaftswissenschaftlich ausgerichtete Universität. Der Anteil der *Studentinnen* ist mit einem Drittel verhältnismässig gering, im Wahlfach Wirtschaftswissenschaften noch etwas tiefer, im schmalen Bereich Recht sind die Studentinnen, mittlerweile typisch, leicht in der Überzahl. Der *Bildungshintergrund* des Elternhauses ist gehoben: Drei Fünftel der Väter haben einen Abschluss an einer universitären oder Fachhochschule erworben und über zwei Fünftel der Mütter – eindeutiger Hinweis auf einen in weiten Teilen eher privilegierten sozialen Hintergrund (Tabelle 1). Demgegenüber lag der Anteil der Studenten, deren Eltern höchstens über einen obligatorischen Schulabschluss verfügten, bei gut fünf Prozent. Auch das entspricht im Wesentlichen dem Sozialprofil der Studierenden in wirtschaftswissenschaftlichen Studiengängen in der Schweiz, auch wenn hier die HSG zusammen mit der ETH Zürich noch etwas stärker herausragt.

Tabelle 1: Soziodemographische Grunddaten (Prozent)

Geschlecht		
	weiblich	35
	männlich	66
Staatsangehörigkeit		
	Schweiz	74
	Deutschland	18
	andere	7
Bildungsabschluss Vater		
	keinen	1
	obligatorische Schule	5
	Berufsschule/Lehre	30
	Matura/Abitur	5
	HWV/HTL/FH/PH	15
	Universität	45
Herkunftsort		
	bis 10 km	7
	11 bis 100 km	36
	101 bis 200 km	26
	201 bis 500 km	21
	mehr als 500 km	11

Quelle: HSG Student Monitoring. Differenzen zu 100 Prozent: Rundungsfehler.

Spezifisch ist allerdings die Zusammensetzung der studentischen Population im Hinblick auf die Staatsangehörigkeit: Ein stabiles Viertel der Studierenden auf Assessment-Stufe hat einen ausländischen Pass, der grösste Teil kommt aus Deutschland, ein kleiner aus Österreich und Liechtenstein. Gleichzeitig ist bei den Schweizern ist eine erhebliche *regionale Verwurzelung* erkennbar: In St. Gallen und dem weiteren Umkreis von 100 Kilometern lebten vor Studienbeginn über zwei Fünftel der Befragten – die geographische Herkunft ist, trotz starker »communities« aus Zürich, Bern und Basel, regional geprägt und grundsätzlich deutsch-schweizerisch akzentuiert, die Romandie ist sehr schwach vertreten, wirklich »international« nur ein sehr kleiner Teil der Studierenden.

Von den *soziodemographischen Grunddaten* her ist die HSG als Wirtschaftsuniversität beim Profil der Studentenschaft also einigermassen »konventionell«: Frauen und »Bildungsaufsteiger« sind in der Minderzahl, bei den Schweizern ist neben Studenten aus den grossen Städten ein regionaler Einschlag sichtbar, ein beträchtlicher Teil der Studentenschaft ist allerdings aus den Nachbarländern und in einem sehr kleinen Segment sogar »global«.

Diese groben soziodemographischen Eckdaten bildeten den Ausgangspunkt für einen explorativen Vergleich der studentischen Populationen im Assessmentjahr und im Bachelor-Programm. Angesichts der Tatsache, dass die Assessment-Stufe an der HSG eine echte Hürde für den weiteren Bildungsverlauf darstellt, deren Bedeutung auch von den Studenten sehr klar wahrgenommen wird, lag der Schwerpunkt des Interesses bei den studentischen Erstbefragungen auf der *Struktur des Auswahlprozesses* im Verlauf dieses ersten Studienjahres.

Hier sind allerdings einige Worte zur *Ausgangslage an der HSG* nötig. Das wichtigste Faktum betrifft sicher die Vorselektion ausländischer Studenten, bei der nur besonders vielversprechende Studienanwärter zugelassen werden. Weil in diesem Zusammenhang die gymnasialen Abschlussnoten im Vordergrund stehen, starten ausländische, vornehmlich deutsche Staatsangehörige, zumeist mit einem klaren »Leistungsvorteil« ins Studium.

Wenn wir das bedenken, sind die Ergebnisse der Assessment-Befragung im Verhältnis zu den Daten aus der Bachelor-Stufe nicht überraschend. Ein erstes Ergebnis ist, dass zwischen Assessment-Stufe und Bachelor-Programm mehr junge Frauen als Männer auf der Strecke bleiben (Tabelle 2). Ein weiterer Selektionseffekt lässt sich im Hinblick auf die *Bildungsnähe des Elternhauses* vermuten: Der Anteil von Studierenden, deren Vater einen Universitäts- oder Fachhochschulabschluss erworben hat, lag damals bei den befragten Bachelor-Studenten bei über zwei Dritteln (68%), von den Studierenden der Assessment-Stufe hatten nur 60 Prozent einen vergleichbaren familiären Bildungshintergrund – unterhalb des Hochschulniveaus gehen knappe zehn Prozentpunkte verloren.

Tabelle 2: Soziodemographische Grunddaten im Vergleich (Prozent)

	Assessment-Studenten 2008	Bachelor-Absolventen 2008
Geschlecht		
weiblich	35	29
männlich	66	71
Bildungsabschluss Vater		
keinen	1	1
obligatorische Schule	5	2
Berufsschule/Lehre	30	27
Matura/Abitur	5	3
HWV/HTL/FH/PH	15	22
Universität	45	46

Quelle: HSG Student Monitoring. Differenzen zu 100 Prozent: Rundungsfehler.

Gleichzeitig fiel auf, dass die *Schweizer Studenten* im Assessmentjahr nicht nur ein schwächeres soziales Profil aufweisen – die Quote der Väter mit Universitätsabschluss liegt bei 37 Prozent – und gegenüber den Bachelor-Absolventen aus der Schweiz in dieser Hinsicht weniger gut aufgestellt sind. Sondern vor allem die *Schweizer Studentinnen* kommen zunächst mit einem schwächeren familiären Bildungshintergrund – nur 34 Prozent der Väter besitzen einen Universitätsabschluss – in das Assessmentjahr und werden dann im unteren Segment der sozialen Herkunft gegenüber der Bachelor-Stufe stärker selektiert.

Am markantesten schien der Selektionseffekt allerdings im Zusammenhang mit den *Abschlussnoten der allgemeinen Hochschulreife*. Der Anteil von Studierenden, die bei der Schweizer Matura gut bis sehr gut, also zwischen »fünf« und »sechs« abgeschlossen haben, beträgt in der Assessment-Stufe nur 27 Prozent, bei den erfolgreichen Bachelor des Abschlussjahrgangs 2008 aber 44 Prozent, umgekehrt halbiert sich der Anteil der Maturanden unter »4 bis 5« von 17 auf 8 Prozent (Tabelle 3) und auch bei den ohnehin aufgrund der Vorselektion sehr viel besser gestarteten deutschen Studenten wird das Spitzenfeld der Sekundarnoten noch massiver.

Tabelle 3: Abschlussnoten Hochschulreife im Vergleich (Prozent)

	Assessment-Studenten 2008		Bachelor-Absolventen 2008	
Note	Matura	Abitur	Matura	Abitur
4,0 bis 4,49	17	2	8	0
4,5 bis 4,74	28	1	22	0
4,75 bis 4,99	28	11	27	9
5,0 bis 5,24	20	9	27	15
5,25 bis 5,49	6	18	11	12
5,5 bis 6,0	1	58	6	65

Quelle: HSG Student Monitoring. Differenzen zu 100 Prozent: Rundungsfehler.

Insgesamt hatten also die Befragungsergebnisse nahe gelegt, dass Selektionseffekte im Assessmentjahr sowohl im Hinblick auf das *Geschlecht* als auch bei der – durch den Indikator des familiären Bildungshintergrundes gemessenen – *sozialen Herkunft* vorhanden sind und sich diese Effekte bei den *Schweizer* Studentinnen und Studenten noch verschärfen, nachdem dort das Herkunftsprofil, und insbesondere bei den Frauen, deutlich schwächer ausfällt.

Am markantesten waren allerdings die Unterschiede zwischen Assessmentjahr und Bachelor-Stufe im Zusammenhang mit den Schulabschlussnoten: In der Assessment-Stufe bleiben schwächere Maturandinnen und Maturanden überdurchschnittlich häufig auf der Strecke – die Selektion erfolgt also primär aufgrund von *Leistungsmerkmalen*, erst sekundär im Hinblick auf geschlechtsspezifische und soziale Charakteristika.

Diese Effekte bestätigen sich auch, wenn man zwischen der ersten Befragungswelle der Assessment-Studenten 2008 und den Bachelor-Absolventen im Herbst 2012 eine fiktive *Kohortenanalyse* durchführt, also davon ausgeht, dass ein grosser Teil der 2008 an die HSG gekommenen Studenten im Herbst 2009 mit dem Bachelor-Studium begonnen und davon die Mehrheit nicht innerhalb der Regelstudienzeit von sechs Semestern, sondern erst nach sieben oder acht Semestern abgeschlossen hat. Auch wenn die Geschlechterverteilung hier etwas besser ausfällt, die Frauen nicht in dem Ausmass durch das »Raster Assessment« gefallen sind (Tabelle 4), bleibt doch das soziale Herkunftsprofil gegenüber den Bachelor-Absolventen des Herbstes 2008 praktisch identisch – die *Anhebung des sozialen Hintergrundes* ist eindeutig.

Tabelle 4: Soziodemographische Grunddaten im Vergleich Herbst 2008 und Herbst 2012 (Prozent)

		Assessment-Studenten 2008	Bachelor-Absolventen 2012
Geschlecht			
	weiblich	35	31
	männlich	66	69
Bildungsabschluss Vater			
	keinen	1	0
	obligatorische Schule	5	3
	Berufsschule/Lehre	30	24
	Matura/Abitur	5	4
	HWV/HTL/FH/PH	15	23
	Universität	45	46

Quelle: HSG Student Monitoring. Differenzen zu 100 Prozent: Rundungsfehler.

Ähnliches gilt für die Veränderungen bei den *Leistungsmerkmalen* aus der allgemeinen Hochschulreife (Tabelle 5): Bei den Schweizer Studentinnen und Studenten ist das selbe Muster zu erkennen wie am Vergleich mit den Bachelor-Absolventen 2008, bei den Deutschen hat sich die Leistungsselektivität sogar noch erhöht.

Tabelle 5: Abschlussnoten Hochschulreife im Vergleich Herbst 2008 und Herbst 2012 (Prozent)

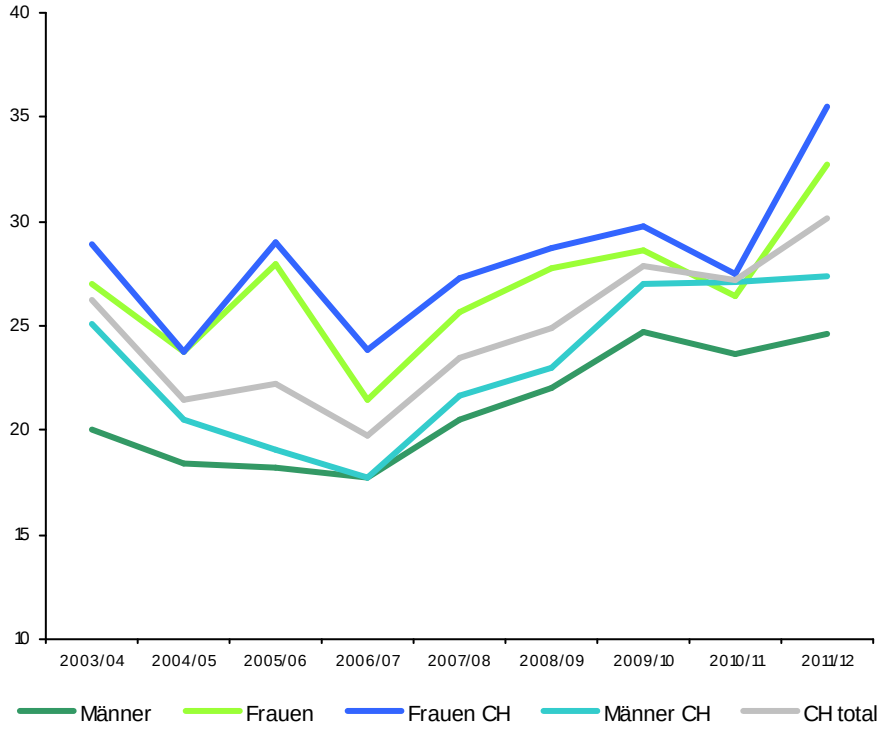
	Assessment-Studenten 2008		Bachelor-Absolventen 2012	
Note	Matura	Abitur	Matura	Abitur
4,0 bis 4,49	17	2	10	0
4,5 bis 4,74	28	1	21	0
4,75 bis 4,99	28	11	30	6
5,0 bis 5,24	20	9	21	3
5,25 bis 5,49	6	18	12	14
5,5 bis 6,0	1	58	7	78

Quelle: HSG Student Monitoring. Differenzen zu 100 Prozent: Rundungsfehler.

Trotz dieser instruktiven Hinweise auf spezifische Selektionseffekte im Assessmentjahr, die aus den Befragungsdaten zur Verfügung stehen, konnte die Belastbarkeit dieser Befunde zunächst nur mit den *Daten aus der HSG-Verwaltung* weiter erhöht werden – auch wenn dort Merkmale der sozialen Herkunft nicht erhoben werden. Denn die Zahlen der HSG-Verwaltung hatten schon vor Jahren deutliche Unterschiede der Exmatrikulationsquoten von Frauen und Männern gezeigt und ein Längsschnitt der Zahlen zu den Raten bei Geschlecht und Nationalität bestätigt ganz eindrücklich die Ergebnisse des ersten Analyseschrittes.

Die Daten der HSG-Verwaltung weisen nämlich über zehn Jahre hinweg nicht nur einen *Rückgang der Frauenquote* während des Assessmentjahres aus, also eine stark erhöhte Rate des Studienabbruchs oder Nichtbestehens bei den Assessment-Studentinnen – Frauen meistern insgesamt die Assessment-Stufe offensichtlich weniger gut als ihre männlichen Kommilitonen (Graphik 1). Sondern sie erhärten auch den Befund, dass die *Schweizer Staatsbürgerschaft* mit überdurchschnittlichen Exmatrikulationsraten im Zusammenhang steht.

Graphik 1: Exmatrikulationsquoten Assessmentjahr (Prozent)



Quelle: HSG Finanz- und Rechnungswesen | Consulting Data Base

Auch wenn die Feststellung, dass insbesondere Frauen höhere Exmatrikulationsquoten aufweisen, für den Assessment-Jahrgang 2010 insofern zu relativieren ist, als hier die langjährigen, erheblichen Diskrepanzen auch zwischen Schweizer Frauen und Schweizer Männern – bei tendenziell steigenden Werten – fast verschwunden waren, bleibt doch als Faktum: Die *Stärke der Selektionseffekte* nimmt aufsteigend von den Männern und den Deutschen über die Schweizer, die Frauen und die Schweizer Frauen immer weiter zu.

Angesichts der Tatsache, dass bei diesen Selektionsprozessen immer auch der soziale Hintergrund eine Rolle zu spielen scheint, könnte hier auch ein gewisser Trend durchgreifen: Die Vermutung nämlich, dass mit den in letzter Zeit stark angestiegenen Studierendenzahlen eine *Absenkung der sozialen Herkunftsmilieus* der Studentenschaft einhergeht, wird durch den Vergleich des Indikators »elterlicher Bildungshintergrund« in den Eingangsbefragungen der Assessment-Studenten bestätigt: Das mittlere Segment (Berufsschule und Matura) hat zugelegt, die höheren Bildungsabschlüsse (Fachhochschulen und Hochschulen) sind demgegenüber deutlich – um 10 Prozentpunkte – zurückgegangen. Ob dieser Trend mit den steigenden Exmatrikulationsraten in Zusammenhang steht, wird sich allerdings nur langfristig klären lassen.

Von diesen Befunden aus den Studierenden-Befragungen und den Daten der HSG-Verwaltung sind zunächst festzuhalten: *Erstens* als unbestreitbares Faktum die *geschlechtsspezifische* Selektivität des Assessmentjahres, *zweitens* als starke Vermutung eine *soziale* Selektivität in diesem Studienabschnitt, die gleichzeitig deutlich auf die Nationalität der Studenten verweist, und *drittens* die offensichtliche *Leistungs*selektivität, die Tatsache, dass zwischen Assessmentjahr und Bachelor-Programm vor allem diejenigen Studenten ausgesiebt werden, deren Matura-Noten sich im unteren Drittel der Skala bewegen.

Dennoch bleibt die Frage, wie diese Grössen im Hinblick auf den Studienerfolg konkret zusammenhängen. Denn nachdem bei den »Handicaps« der Studieneinsteiger bestimmte Kumulationen erkennbar sind, tendenziell weiblich, aus eher bescheidenen Verhältnissen, ohne hervorragende gymnasiale Abschlussnoten, ist insgesamt die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, dass jenseits reiner »Leistungsmerkmale« gerade die nicht »metrisch« erfassbaren – nämlich sozialen – Charakteristika bei der Studienperformanz mindestens ein gewichtiges Wort mitsprechen und diese Faktoren im *praktischen* Zusammenhang des Studiums, seiner intellektuellen, psychischen und sozialen Koordinaten, konkret *vermittelt* sein müssen. Einige Hinweise auf diese praktischen Vermittlungsprozesse haben sich aus einer von Rektorat und Chancengleichheit der HSG unterstützten Studie ergeben, die dem nachweisbar hohen »Drop Out« der Frauen im Assessmentjahr nachgegangen ist.

Integrationsmuster: »Weiche« Faktoren des Ausleseprozesses

Die Aufnahme eines Hochschulstudiums bedeutet meist einen massiven Einschnitt, Veränderungen der gewohnten Umgebung, der familiären und sozialen Beziehungen, der Lebensbedingungen und Lebensrhythmen auf der einen Seite, dann aber auch die vorläufige Festlegung von Perspektiven für die Zukunft, der beruflichen Orientierungen, und damit in gewisser Hinsicht des gesamten »Lebensentwurfs«. Was bedeutet dabei die Tatsache, dass *Frauen* diesen Übergang seltener ohne »Brüche« bewältigen als ihre Mitstudenten, häufiger ihr Studium vorzeitig beenden oder das Fach wechseln, also nicht in derselben Weise einen »geraden« Weg durch die Universität in den Beruf nehmen?

In der Bildungsforschung sind diese Phänomene seit langer Zeit bekannt und werden durch einen ganzen Komplex von Bedingungsfaktoren zu erklären versucht, in dem geschlechtstypische Entscheidungen eine Rolle spielen – die verstärkte Wahl bestimmter Studienfächer sind ein Indiz dafür. Gleichzeitig scheinen aber auch gewisse *Motivationslagen* ausschlaggebend: eine eher inhaltliche als karriereorientierte Erwartung an das Studium, weniger klare Zukunftsperspektiven, grössere Unsicherheiten im Hinblick auf die Fächerwahl und die eigenen Fähigkeiten zur Bewältigung des Studiums – Probleme, die sich besonders in männlich dominierten Disziplinen mit ihrem spezifischen »Studienumfeld« zeigen und sich dort offenbar in einer erhöhten »Selbstselektion« der Studentinnen niederschlagen.

Vor diesem Hintergrund hatte die Feststellung, dass die Exmatrikulationsquote nach dem Assessmentjahr bei den Studentinnen der HSG seit seiner Einführung regelmässig höher liegt als bei den Studenten, ein ganz besonderes Gewicht. Denn es konnte vermutet werden, dass wir hier eine *paradigmatische Konstellation* vor uns haben, die entscheidende Hinweise auf nicht nur manifeste, sondern auch *latente* Faktoren der Selektivität des ersten Studienabschnittes liefert: Wenn weiterführende Analysen der Daten des Student Monitoring beim Übergang von der Assessment-Stufe ins Bachelor-Programm eine *systematisch verschärfte Selektivität* bei weiblichen Studieneinsteigerinnen erwiesen haben, die Schweizer Staatsangehörige sind, aus der Region und gleichzeitig einem »bildungsfernen«, also nicht akademi-

schen Elternhaus stammen, lässt sich die Frage aufwerfen, ob nicht hinter der prinzipiellen »Leistungsselektivität« im Assessmentjahr ein Komplex von Faktoren steht, der eng mit einem konkreten Gefühl der »Deplaziertheit« auf dem ausgeprägt »männlichen« und »gutbürgerlichen« Campus zusammenhängt – also eine Frage der »Integration«.

Und tatsächlich lieferten schon die Befragungsergebnisse aus früheren Jahren Hinweise auf zusätzliche »Handicaps« im Zusammenhang mit dem Geschlecht der Studierenden. Das gilt insbesondere für die Vergleichsdaten zwischen Assessmentjahr und Bachelor-Programm. Ein solcher Vergleich lässt erkennen, dass im Assessmentjahr eine mehr oder weniger systematische Selektion von Frauen stattfindet, die bei anderen Merkmalen des Sozialprofils *zusätzlich* schlechtere Startvoraussetzungen für das Studium mitbringen.

Auffallend waren dabei zunächst die Ergebnisse zum *Bildungshintergrund* der Studierenden (Tabelle 6). Hier zeigte sich, dass die Studentinnen gegenüber den Studenten weniger »Erbschaften« mitbringen: Bei sonst sehr ähnlichen Verteilungen ist erkennbar, dass der Bildungsabschluss des Vaters öfter (35%) auf der Ebene »Berufsschule« liegt als bei den Studenten (27%) und seltener (40 gegenüber 47%) eine Universitätsausbildung angeführt wird. Beim Bildungsabschluss der Mutter liegen die Werte typischerweise tiefer, sind aber ähnlich strukturiert. Der gesamte familiäre Bildungshintergrund ist also bei den Studentinnen vergleichsweise »enger«.

Tabelle 6: Bildungshintergrund Assessmentjahr nach Geschlecht (Prozent)

	Studentinnen	Studenten	gesamt
Bildungsabschluss Vater			
keinen	1	0	1
obligatorische Schule	4	5	5
Berufsschule/Lehre	35	27	30
Matura/Abitur	4	6	5
HWV/HTL/FH/PH	15	15	15
Universität	40	47	44

Quelle: HSG Student Monitoring. Differenzen zu 100 Prozent: Rundungsfehler.

Gleichzeitig ist die *regionale Herkunft* der Frauen ausgeprägter: Die Hälfte (50%) der Assessment-Studentinnen kam aus St. Gallen, der näheren Umgebung oder einem Ort im Umkreis von 100 Kilometern, bei den Studenten lag dieser Anteil klar darunter (38%). Bei den *Lebensumständen* während des Studiums fällt, entsprechend dem »regionaleren« Charakter ihrer Herkunft, auch die stärkere »Heimatverbundenheit« der Studentinnen beim Wohnen auf: Es leben weniger weibliche Studierende in unmittelbarer Umgebung von St. Gallen (68%) als männliche (79%) und mehr im weiteren Umkreis. Gleichzeitig wohnen die Studentinnen häufiger (32%) bei ihren Eltern als die Studenten (21%).

Gerade dieser Umstand schien nahezulegen, dass gerade auch die studentischen Lebensumstände und die konkrete Einbindung in den »Studienalltag« für den Studienerfolg von Bedeutung sind. Denn das Profil der besonders von den Selektionsprozessen im Assessmentjahr betroffenen Studentinnen zeigt nicht nur eine »klassische« Verengung des sozialen Hintergrundes bei gleichzeitiger Überselektion leistungsstarker Frauen aus nicht eindeutig gehobenen Verhältnissen, sondern lässt *systematisch* eine stärkere Bindung an die Familie vermuten, die in ihren sozialen, moralischen, oft auch finanziellen Dimensionen durchaus typisch ist – und im Umkehrschluss, dass eine *starke Integration* in die institutionellen und sozialen Zusammenhänge des Studiums »vor Ort« den Studienerfolg begünstigen kann.

Denn dieses Muster der soziodemographischen Merkmale weist auf der Bachelor-Stufe einige wesentliche Abweichungen auf. Gegenüber dem Assessmentjahr verschiebt sich nicht nur der *Bildungshintergrund der Studentinnen*: Während der Anteil von Vätern mit Berufsschulabschluss um fast zehn Prozentpunkte auf das Niveau der Kommilitonen (27%) sinkt, steigt die Quote der technischen, wirtschaftlichen oder pädagogischen Fachhochschulabschlüsse nur bei den Frauen um das Doppelte (von 15% auf 31%) bei ähnlichen Abständen der Geschlechter im Bereich der Universitätsabschlüsse (39% und 49%) an (Tabelle 7). Das bedeutet, dass hier im Übergang zur Bachelor-Stufe praktisch ausschliesslich bei den Studentinnen der Bildungshintergrund bis zur Grenze des Universitätsniveaus – also bis auf einen Bildungsabschluss der Eltern an einer Fach- oder pädagogischen Hochschule – hinaufgesetzt wird.

Tabelle 7: Bildungshintergrund Assessmentjahr und Bachelor-Stufe nach Geschlecht (Prozent)

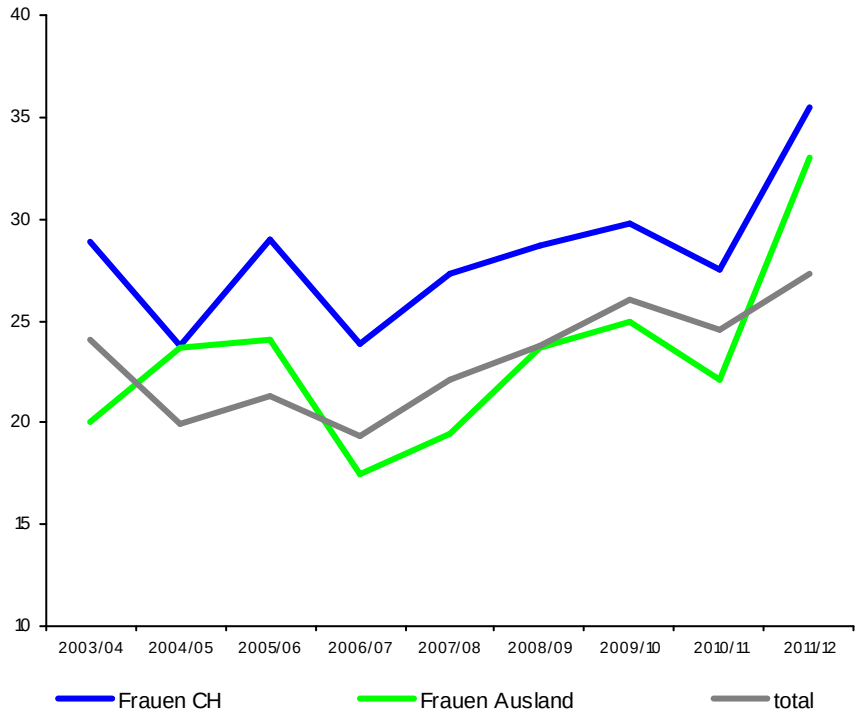
	Studentinnen		Studenten		gesamt	
Bildungsabschluss Vater	ASS	BA	ASS	BA	ASS	BA
keinen	1	0	0	1	1	1
obligatorische Schule	4	0	5	2	5	2
Berufsschule/Lehre	35	27	27	27	30	27
Matura/Abitur	4	3	6	3	5	3
HWV/HTL/FH/PH	15	31	15	18	15	22
Universität	40	39	47	49	44	46

Quelle: HSG Student Monitoring. Differenzen zu 100 Prozent: Rundungsfehler.

Sondern diese Verschiebungen im soziodemographischen Profil schlagen sich auch *geographisch* nieder: Der *regionale Einschlag* bei der Herkunft der Studentinnen nivelliert sich, die internationalen Erfahrungen werden gegenüber den Studenten sogar häufiger. Und auch die Art der *Lebensverhältnisse* während des Studiums verändert sich: Bei der Distanz zwischen Wohnort und Universität sind die geschlechtsspezifischen Unterschiede praktisch irrelevant, bei den Eltern leben zwar immer noch mehr Studentinnen (24%) als Studenten (18%), aber auch deutlich weniger als im Assessmentjahr (32%).

Tatsächlich betrifft dieses Muster aber nur einen Teil der weiblichen Studentenschaft an der HSG: Typisch ausgeprägt ist es bei den *Schweizer Studentinnen* im Assessmentjahr. Hier zeigt sich der Zusammenhang von Selektion und Integration fast »mustergültig«: bescheidenere soziale Herkunft, naher Heimatort, stärker familiäre Lebenszusammenhänge während des Studiums. Und die Verwaltungsdaten belegen dann auch, dass die erhöhten Exmatrikulationsquoten tendenziell kein »genuines« Problem des Geschlechts sind (Graphik 2). Die Raten der ausländischen, zumeist deutschen Studentinnen liegen nämlich meist viel tiefer als die der Schweizerinnen und, mit Ausnahme des letzten Assessment-Jahrgangs, seit mehr als einem halben Jahrzehnt unter dem Durchschnitt – vor allem die *Schweizer* Studentinnen sind also im Hinblick auf den Studienerfolg im Assessmentjahr spezifisch »verwundbar«.

Graphik 2: Exmatrikulationsquoten Assessmentjahr Frauen (Prozent)



Quelle: HSG Finanz- und Rechnungswesen | Consulting Data Base

Um diesen »Sonderfall« von seinem Bedingungsgefüge her verallgemeinern zu können, standen damals im Hinblick auf die *Leistungsmerkmale* aus der Sekundarbildung noch keine Daten zur Verfügung, die sich mit den Zahlen aus der HSG-Verwaltung zusammenführen liessen. Deshalb waren hier letztlich nur *zwei Faktoren* für plausible Hypothesen geeignet. *Erstens* die *soziale Herkunft*. Bei den meisten typischen Umfragedaten sind keine wesentlichen Abweichungen vom Profil der Studentinnen insgesamt zu erkennen. Es gibt nur einen wirklich deutlichen Unterschied: Der Bildungshintergrund fällt gegenüber der weiblichen Population erkennbar ab. Eltern mit einem Berufsschulabschluss (Väter 36% und Mütter 46%) liegen hier um rund 7 Prozentpunkte höher, die Quote der Universitätsabschlüsse ist bei Vätern (40%) und Müttern (23%) um etwa 7 Prozentpunkte tiefer.

Vergleicht man die Schweizerinnen mit den deutschen Studentinnen direkt, dann sind die Unterschiede noch massiver: 37 Prozent der Väter und 15 Prozent der Mütter der schweizerischen Studentinnen hatten einen Hochschulabschluss, bei den deutschen Studentinnen waren es 76 und 60 Prozent. Wir können damit schon hier einen relativ starken Zusammenhang von Bildungshintergrund und Bildungserfolg vermuten, der auf der einen Seite die Differenzen zwischen Studentinnen aus der Schweiz und Deutschland, auf der anderen zwischen den schweizerischen Studentinnen und Studenten prägt und möglicherweise auch die schwächere Performanz im Assessmentjahr mitsamt ihrer Selektionseffekte beeinflusst.

Und sieht man sich vor diesem Hintergrund etwa das Alter der Schweizer Studentinnen an, dann wird zudem eine in vielen Studien aus der Bildungsforschung belegte *Kumulation* von »Handicaps« deutlich: Mit zunehmenden Lebensjahren sinkt beim Einstieg ins Assessmentjahr der Bildungshintergrund schlagartig. Zwischen den höchstens 19-Jährigen und den mindestens 21-Jährigen Studentinnen aus der Schweiz halbiert sich die Quote der Väter, die einen Universitätsabschluss erworben haben, von 37 auf 18 Prozent, ebenso der Anteil der Väter mit einer Fachhochschulausbildung (von 23 auf 13%). Dass in dieser Gruppe bei den Maturanoten nur acht Prozent über »fünf« liegen, verweist schon hier auf den starken Zusammenhang von Bildungshintergrund und Bildungserfolg, der offensichtlich mit weiteren Problemlagen tendenziell verbunden ist.

Dann aber *zweitens* die *regionale Verankerung*. Besonders augenfällig ist nämlich die Tatsache, dass gerade diese »Problempopulation« der Schweizer Studentinnen ein weiteres »Handicap« aufweist, von dem man zunächst nicht als solchem sprechen würde (Tabelle 8): Eine kurze Distanz zum Heimatort und eine deutlich schwächere Präsenz *vor Ort*, auf dem »Campus« – also in den offensichtlich relevanten studentischen Lebenszusammenhängen, Arbeitsstrukturen und sozialen Beziehungen.

Tabelle 8: Soziogeographische Grunddaten Assessmentjahr (Prozent)

	Entfernung Heimatort in km					
	bis 10	10 – 50	50 – 100	100 – 200	200 – 500	über 500
Geschlecht						
weiblich	41	41	35	30	32	20
männlich	59	59	65	70	68	80
Bildungsabschluss Vater						
Universität	16	24	42	45	57	76
Wohnort						
Stadt SG	47	16	64	94	95	98
Kanton SG	31	48	7	3	4	2
übrige Schweiz	22	34	28	3	1	0
Wohnzusammenhang						
Eltern	66	81	33	4	2	2
WG	9	12	47	69	62	65
Studentisches Engagement						
ja	47	48	48	50	44	63

Quelle: HSG Student Monitoring. Differenzen zu 100 Prozent: Rundungsfehler.

Natürlich scheinen die einschlägigen Verteilungen in gewisser Weise »selbsterklärend«: Für Ausländer besteht mehr oder weniger die Notwendigkeit, in St. Gallen zu wohnen, für Studierende aus der Umgebung ist es naheliegend, schon aus Kostengründen, zum Studienort zu pendeln. Nur sagt diese »praktische Tautologie« nicht das Geringste über mögliche *Effekte* dieser Studiensituation aus – schon die im Rahmen des Frauenberichts geführten Interviews mit Assessment-Studentinnen zeigten sehr eindrück-

lich bei Gesprächspartnerinnen aus der Region nicht nur »abweichende« Motivationslagen und oft soziale »Inkompatibilitäten«, sondern schlicht auch zeitliche und räumliche »Inkongruenzen«, einen Studienzusammenhang, der die Partizipation am »studentischen Leben«, mit allen seinen sozialisatorischen Wirkungen, mit seinen intellektuellen und praktischen, seinen psychischen und sozialen »Erziehungsleistungen«, deutlich erschwert.

Und auch die nackten Zahlen aus den Studierendenbefragungen veranschaulichen frappierend deutlich, wie massiv sich etwa die *Geschlechterverteilung* im Hinblick auf die regionale Herkunft verschiebt: Der Anteil der Frauen halbiert sich beim Übergang von einem »regionalen« zu einem »internationalen« Herkunftsprofil, überdies weisen die Daten zur Bildungsherkunft in derselben Richtung eine annähernde Verfünffachung der *Akademikerkinder* auf. Dass nur die Hälfte der beim Bildungshintergrund weniger privilegierten Gruppen *am Ort* wohnt, die andere im näheren Umkreis, dass die weit grösste Zahl dieser Studenten dort familiär eingebunden ist, während zwei von drei »Ortsfremden« in *studentischen Wohnverhältnissen*, nämlich in »Wohngemeinschaften« leben, dass gerade diese Gruppe in studentischen Organisationen weit aktiver ist als die »Ansässigen«, dies alles verstärkt den Eindruck, man habe es hier mit einem sehr viel komplexeren Bedingungsgefüge zu als der über die gymnasialen Abschlussnoten gemessenen »Leistung« – die im Bereich über »Fünf« liegenden Maturanden sind innerhalb der Schweiz annähernd gleich verteilt, nur die Anteile der ausländischen Studenten bewegen sich darüber. Mit einem Bedingungszusammenhang also, in dem der Faktor »Integration« einen nicht unerheblichen Einfluss ausüben könnte.

Aus den Studierendenbefragungen und den angeschlossenen Forschungen zum Studieneinstieg von Frauen an der HSG hat sich deshalb ein Bild ergeben, das so weit erkennbar war, um wenigstens diejenigen »Protagonisten« identifizieren zu können, die beim Studienerfolg an der HSG eine Rolle spielen, aber noch nicht scharf genug, diese Einflüsse empirisch *genauer* dingfest zu machen. Das sollte in einer Kombination von quantitativen und qualitativen Untersuchungen geschehen, von denen nun schon die statistischen Ergebnisse eine Scharfstellung des Problems erlaubt haben.

2 Statistische Evidenzen: Das Assessment-Panel

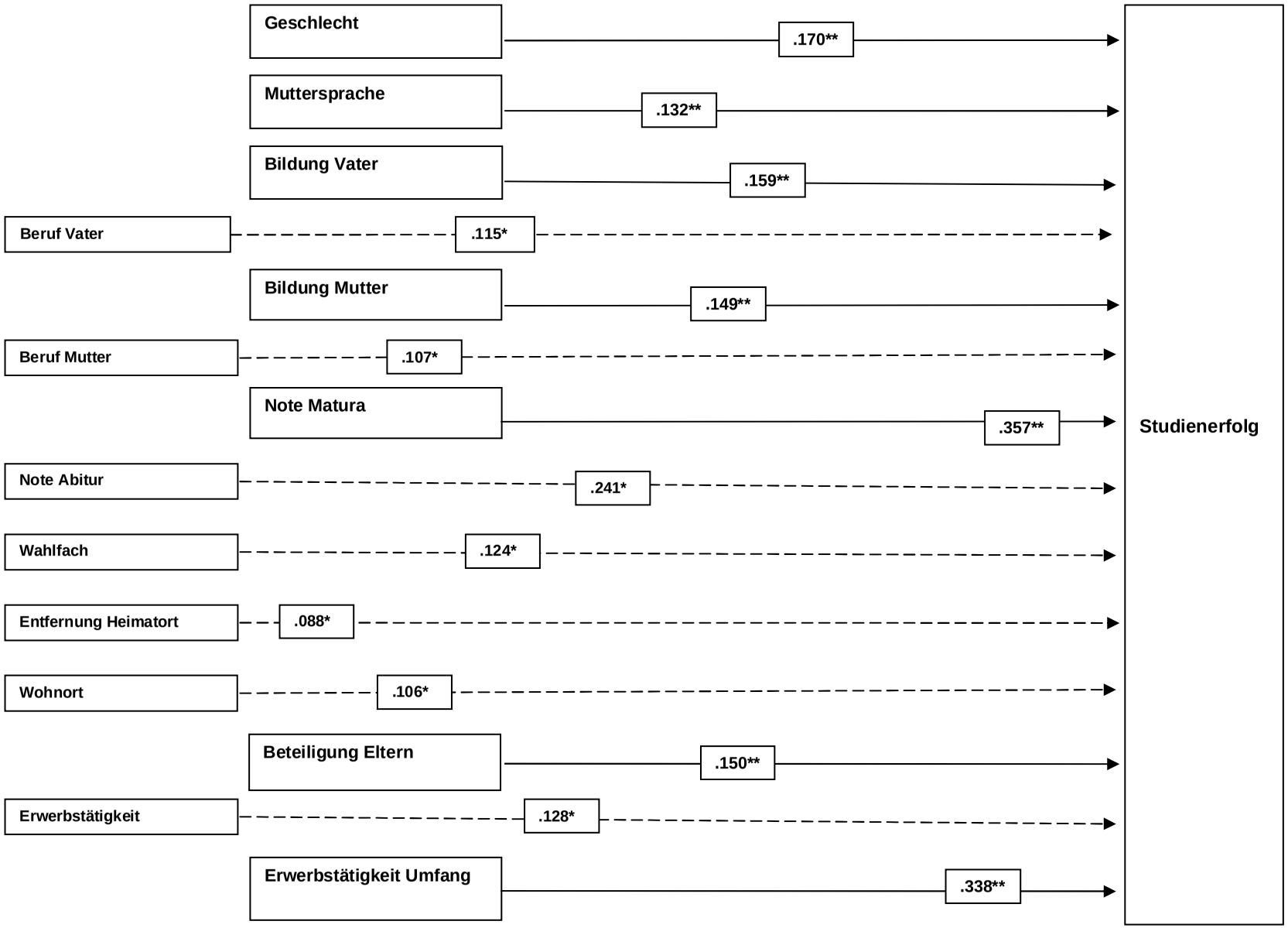
Nachdem die an der HSG beobachtbaren Selektionseffekte den Anstoss für das Forschungsprojekt gegeben hatten, zeigen die Ergebnisse der Pilotstudie nun ein genaueres Bild im Hinblick auf den *Modus* dieser Selektionsprozesse – mit der entscheidenden Feststellung, dass Selektion und Integration in die »HSG-Kultur« offenbar eng miteinander und gleichzeitig mit den sozialen Merkmalen der Studierenden verknüpft sind.

Soziale Faktoren des Studienerfolgs: Die wichtigsten Einflüsse

Dieser Befund gilt schon für das Assessmentjahr. Mit dem für die Kohorte 2011 vom Student Monitoring neu eingerichteten *Assessment-Panel* bestand die Möglichkeit, diese ersten Ergebnisse zu überprüfen. Dazu wurden die Daten der Assessment-Eingangsbefragung mit Verwaltungsdaten zum Studienstatus (Erfolg – Wiederholung – Abbruch) zusammengeführt. Eine erste Analyse der bivariaten Korrelationen des Datensatzes belegt hier, dass trotz des massiven Einflusses der Matura-Noten eine Reihe anderer Variablen in unbestreitbarem Zusammenhang mit dem Studienerfolg im Assessmentjahr stehen: Geschlecht, Muttersprache, Bildungsabschluss der Eltern, Regionalität, Wohnsituation, finanzielle Beteiligung der Familie an den Haushaltsaufwendungen, Erwerbstätigkeit während des Studiums – und damit auch ein gesamter Komplex *sozialer Merkmale* (Graphik 3).

Eine explorative *Faktorenanalyse* bestätigt im Übrigen diese Befunde: Allein der erste, ungemein starke Faktor erklärt annähernd die Hälfte der Gesamtvarianz und versammelt deutschsprachige, tendenziell männliche und junge Studenten mit guter Matura und sehr gutem Abitur eher naturwissenschaftlicher oderwirtschaftlicher Richtung, deren Eltern sich stark an den Haushaltsaufwendungen beteiligen, die nicht erwerbstätig waren und vor Ort, also in unmittelbarer Nähe zum »Campus« wohnten. Er beschreibt damit die vermutete Kumulation von Privilegien als einen der wesentlichen Einflüsse auf den Studienerfolg, während der zweite Faktor genau jene Population – massiv weiblich, regional verwurzelt, schwacher Bildungshintergrund der Eltern, stärkere Erwerbstätigkeit – eingrenzt, deren Erfolgschancen im Assessmentjahr erkennbar niedriger ausfallen. Zusammen mit einer eher weiblichen Gruppe von deutschen Staatsangehörigen mit gutem, eher sprachlich-humanistischem Abitur und schwacher Erwerbstätigkeit erklären diese drei Faktoren fast neunzig Prozent der Gesamtvarianz des Datensatzes.

Graphik 3: Assessment-Studenten 2011 – Faktoren des Studienerfolgs



** Die Korrelation ist auf dem Niveau von 0,01 (zweiseitig) signifikant.
* Die Korrelation ist auf dem Niveau von 0,05 (zweiseitig) signifikant.

Dass man mit diesen Faktoren sehr nahe an die *Charakteristika sozialer Gruppen* auf dem Campus kommt, unterstreicht die die anfänglichen Hypothesen in kaum erwartbarer Deutlichkeit. Und auch eine *Diskriminanzanalyse* zeigt, ähnlich wie die logistische Regression, das massive Prognosepotential der in die Berechnung einbezogenen Variablen für die Gruppenzugehörigkeit beim Studienerfolg (Tabelle 9) – die ausgewählten Indikatoren decken die infrage stehende Population fast vollständig ab, die Trefferquote liegt bei beeindruckenden 95 Prozent.

Tabelle 9: Diskriminanzanalyse – Klassifizierungsergebnisse

			Vorhergesagte Gruppenzugehörigkeit		
		Studienstatus	nicht bestanden	bestanden	gesamt
Original	Anzahl	nicht bestanden	43	70	113
		bestanden	14	277	291
	Prozent	nicht bestanden	38.1	61.9	100.0
		bestanden	4.8	**95.2**	100.0
Kreuzvalidiert	Anzahl	nicht bestanden	37	76	113
		bestanden	19	272	291
	Prozent	nicht bestanden	32.7	67.3	100.0
		bestanden	6.5	93.5	100.0

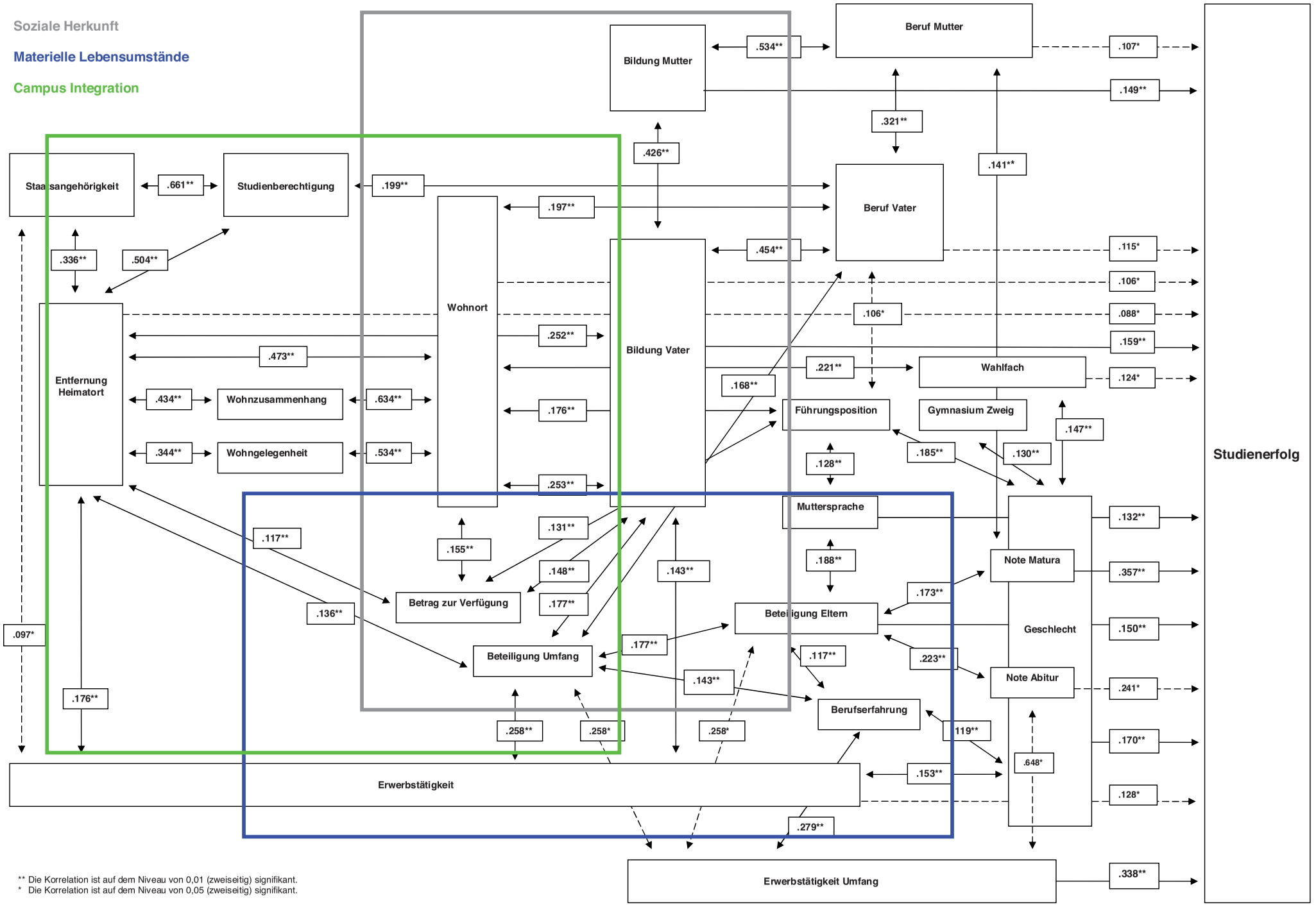
Wenn man sich dann die *bivariaten* Zusammenhänge einzelner Variablen mit dem Studienerfolg genauer ansieht, wird zunächst deutlich, dass in der Tat die *Matura-Note* (.357 auf 1%-Niveau) offenbar den stärksten Einfluss auf das Bestehen des Assessmentjahres hat: Die statistische Beziehung ist sehr signifikant und weist einen deutlichen Abstand zu fast allen anderen Einflussfaktoren auf – während die Bedeutung Abitur-Note, nicht zuletzt aufgrund der durch die Erstselektion deutscher Studenten massiv herabgesetzten Streuung der Noten – demgegenüber weit zurückfällt. Es gibt allerdings eine Ausnahme: Der *Umfang der Erwerbstätigkeit* während des Studiums (-.338 auf 1%-Niveau) erreicht fast den Wert des Indikators für eine »Leistungsselektion« und zeigt einen negativen Zusammenhang – je höher also die Erwerbstätigkeit während des Studiums, desto geringer die Bestehenswahrscheinlichkeit im Assessmentjahr. In geringerer Stärke, aber noch sehr signifikant erweisen sich das Geschlecht (.170), der Bildungsabschluss des Vaters (.159) und der Mutter (.149), die Beteiligung der Eltern an den Haushaltsaufwendungen (.150) und die Muttersprache (.132), immerhin noch auf 5%-Niveau signifikant folgend dann die Abitur-Note (.241), die Tatsache der Erwerbstätigkeit (-.128), das Wahlfach (.124), der Beruf des Vaters (.116) und der Mutter (.107), der Wohnort (.108) und schliesslich die Entfernung vom Heimatort (-.088).

Latente Faktoren des Studienerfolgs: Drei Ursachenkomplexe

Wir haben also, bei aller Bedeutung der schulischen »Leistungsperformanz« für den Studienerfolg im Assessmentjahr, ein Bedingungsgefüge vor uns, das von einer Reihe anderer Einflüsse bestimmt ist. Und selbst wenn bei dieser ersten statistischen Annäherung nur von schlichten »Zusammenhängen« zwischen Indikatoren und nicht von *Kausalitäten* gesprochen werden darf, sieht es schon für die Alltagsintuition danach aus, als ob diese »Zusammenhänge« auch *untereinander* gewisse Beziehungen aufweisen müssten: Dass etwa eine höhere Erwerbstätigkeit während des Studiums wahrscheinlicher ist, wenn sich die Eltern an den Haushaltsaufwendungen nicht beteiligen, dass eine kurze Entfernung zum Heimatort den Wohnort St. Gallen tendenziell und auch die Wohnzusammenhänge anders ausfallen lässt, dass der familiäre Bildungshintergrund auch mit dem Beruf der Eltern, also dem sozialen Status einhergeht und möglicherweise auch die Tatsache der finanziellen Beteiligung der Eltern und den Umfang der Erwerbstätigkeit beeinflusst, dies alles ist mit gutem Recht zu vermuten.

Stellt man die wesentlichen bivariaten Zusammenhänge *zwischen* den hier interessierenden Variablen bildlich dar, wird diese Intuition in der Tat in hohem Masse bestätigt (Graphik 4). Wir sehen dort ein ausserordentlich dichtes Beziehungsgeflecht. Auf der einen Seite eng miteinander korrespondierende Indikatoren zur *sozialen Herkunft*: Die Bildungsabschlüsse der Eltern hängen ebenso stark zusammen wie die elterlichen Berufe, zudem auch jeweils Bildung und Beruf, beide Grössen mit mehr oder weniger erheblicher statistischer Beziehung zum Studienerfolg.

Graphik 4: Assessment-Studenten 2011 – Soziale und geographische Herkunft, Lebensumstände und Studienerfolg



** Die Korrelation ist auf dem Niveau von 0,01 (zweiseitig) signifikant.
* Die Korrelation ist auf dem Niveau von 0,05 (zweiseitig) signifikant.

Gleichzeitig sieht man diesen »sozialen« Faktor verbunden mit Indikatoren zu den *materiellen Lebensverhältnissen* während des Studiums: Mit dem Bildungshintergrund der Eltern steigt die finanzielle Beteiligung der Familie am Studium und wächst der während des Studiums monatlich zur Verfügung stehende Betrag, steigen die Notendurchschnitte der gymnasialen Abschlüsse und sinkt die Nebenerwerbstätigkeit – ein massiver Prädiktor für den Studienerfolg. Schliesslich sind diese beiden Komplexe eng verknüpft mit dem Charakter der Lebensverhältnisse »vor Ort«, der *Integration auf dem »Campus«*: Je gehobener die – am Bildungsabschluss und dem beruflichen Status der Eltern – gemessene soziale Herkunft, desto häufiger ist der Wohnort die Stadt St. Gallen und leben die Befragten in »studentischen« Verhältnissen, also vornehmlich in Wohngemeinschaften oder alleine, jedenfalls nicht bei der Familie, desto grösser ist die Beteiligung der Eltern und der monatlich zur Verfügung stehende Betrag, umso geringer dagegen der Umfang der Erwerbstätigkeit und die vorgängige Berufserfahrung. Dass dabei bestimmte Motivationslagen, etwa der ausdrücklichen Wille, eine »Führungsposition« zu erreichen, ebenfalls mit Merkmalen der sozialen Herkunft, speziell dem Beruf des Vaters zusammenhängen, lässt Spielraum für weitergehende Interpretationen.

Insgesamt können wir also drei Bedingungskomplexe ausmachen, die sich stark überschneiden und für eine erste Hypothesenbildung instruktive Hinweise liefern: Die starke Ineinanderschiebung von privilegierenden Merkmalen der *sozialen Herkunft*, vorteilhaften *materiellen Lebensumständen* und gleichzeitig einer hohen *Präsenz am Studienort* bei der positiven Wahrscheinlichkeit eines Studienerfolges im Assessmentjahr legt es nahe, gerade diesen *Zusammenhang* zu konzeptualisieren.

3 Selektion und Integration: Zwei Hypothesen

Die ersten statistischen Analysen der Faktoren des Studienerfolges im Assessmentjahr ergeben zwar ein komplexes Bild, das allerdings mindestens *zwei Hypothesen* erlaubt, deren Überprüfung sich in jedem Fall zu lohnen scheint.

Erste Hypothese: Soziale Selektion

Wir haben es an der HSG mit einer *exemplarischen* Situation zu tun: Geschlechtsspezifische und Faktoren der sozialen Herkunft spielen beim Studienerfolg eine massgebliche Rolle, und zwar bis zu einem gewissen Grad unabhängig von reinen »Leistungsmerkmalen«, die sich über das Kriterium der erreichten Abschlussnoten auf den weiterführenden Schulen erschliessen – die »Leistungsselektion« an der HSG ist, so die *erste Hypothese*, von Anfang an wesentlich mitbestimmt durch einen im Verhältnis zum manifesten Schulerfolg *latenten Komplex privilegierender sozialer Charakteristika*. Das Assessmentjahr zeigt diese Konstellation in unzweideutiger Weise. Wie aber wirken diese »Faktoren« konkret?

Es ist zu vermuten, dass schon am Beginn der Ausbildungskarriere und durch das Studium hindurch die Bedeutung gewisser »Handicaps« sowohl über »innere« Barrieren, Gefühle der »Deplaziertheit«, Dissonanzen im Verhältnis zum Studienumfeld, wie auch »objektive« Hürden, Integrations- und Segregationsprozesse auf dem Campus mit seinen vielfältigen studentischen Institutionen, in einer Weise transportiert werden, die oft bis zu Akten der »Selbstselektion« mit den typischen Infragestellungen des Selbstbildes führen können, aber auch zu »innerer Emigration«, zur Rückstufung oder Umstellung von Karriereambitionen.

Einen Hinweis auf diese komplexe Vermittlung von studentischen Erfolgschancen liefert schon der Vergleich mit den Bachelor-Studenten. Hier fällt nicht nur eine drastische Verschärfung der Korrelation zwischen Studienerfolg im Assessmentjahr und dem Studienerfolg auf der Bachelor-Stufe auf. Vor allem zeigen sich zunehmend bei den *sekundären sozialen Merkmalen* des Studienverlaufs wie Zahl der Auslandssemester, der Studiensemester, des Lebensalters, der Entfernung zum Heimatort oder der Nebenerwerbstätigkeit verhältnismässig deutliche Zusammenhänge, denen gegenüber andere typische Faktoren wie der Bildungsabschluss der Eltern stärker zurücktreten. Wir sehen hier also nicht nur den Selektivitätseffekt des Assessmentjahres und eine damit zusammenhängende *soziale Homogenisierung* der studentischen Population, sondern innerhalb dieser Population der »Auserwählten« auch eine merkliche *Verschiebung von Selektionsprozessen* zu »weicheren«, aber immer noch deutlich sozial beeinflussten Faktoren *im Umfeld des Studiums.*

Dieser Befund legt deshalb nahe, den straffen Zusammenhang zwischen den beiden entscheidenden Grössen des Studienerfolgs im Assessmentjahr und auf Bachelor-Stufe, nämlich der in den Abschlussnoten zählbaren Performanz, durch solche latenten Faktoren flankiert zu sehen, die schon im Assessment-

jahr für eine spezifische »Kompatibilität« oder »Inkompatibilität« mit der HSG, ihren materiellen Anforderungsstrukturen, aber auch ihrem spezifischen »Geist« gesorgt haben, die dann deutlich in den einschlägigen Selektionsmustern zum Ausdruck kommen. Diese Einflüsse sind angesichts der sozialen »Richtung« der aufweisbaren Zusammenhänge tendenziell auch in der Form von Umfang und Art der *Integration in eine »Kultur«* zu fassen, die eine besondere Form von »Glauben« an sie zu prämieren verspricht.

Zweite Hypothese: Soziale Integration

Der »Studienerfolg« an der HSG, so die *zweite Hypothese*, ist demnach stark mitbedingt durch sozial flankierte *Integrationsprozesse* in eine spezifische »Kultur«, deren konkrete Verinnerlichung gleichzeitig einen *selbstständigen Einfluss* geltend machen kann. Diese anhand der statistischen Daten nahegelegte Vermutung wird durch eine erste Analyse der studentischen Einträge zur »HSG-Kultur« bestätigt. Denn schon die vergleichbaren ersten Eindrücke an der HSG zeigen, wenn man den *Bildungshintergrund* der Befragten ansieht, mehr oder weniger durchgehend eine unterschiedliche Akzentuierung: Während diese neuen »Herausforderungen« von den »Bildungserben«, also Studenten aus Akademikerfamilien meist – nicht ohne herablassende Kritik (»verschult«, »standardisiert«, »die meisten Vorlesungen uninteressant«) – positiv bejaht werden, herrscht bei den Befragten aus »einfacheren Verhältnissen« vielfach eine Mischung aus Bewunderung und Einschüchterung vor (»Das Studium ist grösstenteils sehr aufwendig, aber auch sehr interessant!«).

Eine ähnliche Konstellation sieht man dann auch beim *Ausmass der »tatsächlichen« Integration*, der Integration am »Campus«. Auch hier ist erkennbar, dass die Herausbildung von Freundeskreisen bei den Schweizer Studentinnen und Studenten, vor allem aus der Region, häufiger gerade dann entweder nicht »gelingt« (»vor allem wenn Parties und Veranstaltungen stattfinden, dass wir keinen Zug mehr nachhause haben«), erst gar nicht gesucht (»Da ich von St. Gallen komme, habe ich hier schon einen alten Bekanntenkreis«) oder naiv-emphatisch bejaht wird (»Ich liebe die HSG, konnte mich gut integrieren«), wenn die Befragten aus anderen als Akademikerhaushalten stammen – die Akademikerkinder sind meist problemlos positiv (»Alles bestens«, »Alles OK«) oder bedauern schon offen gewisse Erscheinungen der Gruppenbildung (»viel Oberflächlichkeit, zuviel Arroganz«).

Diese Unterschiede kulminieren dann bei den Antworten zur Frage nach den spezifischen Merkmalen der »HSG-Kultur«. Die Mischung aus *sozialer Faszination* (»HSG-Kultur erfahre ich als weltoffen«, »coole Leute«) und *»moralischer« Enttäuschung* (»viele interessante Persönlichkeiten, aber auch viele Möchtegernmanager«) ist besonders ausgeprägt bei den regional verankerten weiblichen Studentinnen, sehr viel souveräner (»angenehmes Klima«, »hohe fachliche Kompetenz, manchmal störende Oberklassensolidarität«) reagieren grundsätzlich die Studenten aus bildungsnahen Elternhäusern, und dort besonders die deutschen Befragten (»intellektuell nicht anspruchsvoll«, »bürgerlich«) und Studentinnen (»offen und versnobt«) – hier scheinen in der Tat die besonderen Aspekte der HSG-Kultur, in die sich einzufinden anderen Herkunftsgruppen offenbar schwerer fällt, keine echten »inneren«, und das heisst auch: »sozialen« Anforderungen zu stellen.

Es ist dieses Problem der entweder gelingenden oder scheiternden »Formation« eines *Bewusstseins von eigenen sozialen »Bestimmung«*, von dem hier ausgegangen wurde, und das die ersten empirischen Befunde als zentrale Perspektive der Forschung nahegelegt haben: Wie »funktioniert« das Verhältnis von sozialer Herkunft und habitueller »Passform«, wie wird die Erfahrung der institutionell ausgegebenen und auf dem »Campus« gelebten Normen verarbeitet, wie stellt sich das Verhältnis von Habitusformation und Milieusozialisation an der Universität konkret dar?

2 Die Studentenschaft: Heterogenität und Homogenisierung

Wenn wir die beiden vermuteten Prozesse der sozialen Selektion und habituellen Integration an der HSG als, vorsichtig gesprochen, stark *aufeinander bezogen* annehmen, und weiter unterstellen, dass sich im Verlauf dieser Prozesse ein mehr oder weniger *charakteristisches Profil* des »HSG-Studenten« herausbildet, dann ist in einem zweiten Schritt zu prüfen, in welchem Ausmass und in welcher Richtung sich die Studentenschaft der HSG während des Studiums insgesamt *wandelt* – und welchen *Typus* die Universität mit allen ihren institutionellen Eigenheiten, ihren sozialen Strukturen und gelebten Konventionen dabei zu prämieren scheint.

Sicher reicht ein solcher Vergleich noch nicht an die konkreten Prozesse und Instanzen heran, die an der HSG zur Entwicklung eines spezifischen subjektiven Selbstverständnisses und objektiven Erscheinungsbildes der Studierenden beitragen, also Vorgänge der »Milieubildung«, von denen über soziale Affinitäten hinaus eine prägende Wirkung ausgeht. Allerdings lassen allein schon die spezifischen soziodemographischen und soziogeographischen Veränderungen der HSG-Klientel zwischen den einzelnen Studienstufen erkennen, dass im Verlauf der universitären Karriere nicht nur ein tiefgreifender Wandel des sozialen Profils erfolgt, sondern damit auch die anfängliche, wenn auch relative *Heterogenität* der Studentenschaft in vieler Hinsicht nivelliert wird – also ein Prozess der *Homogenisierung*, an dem sich bereits die »Richtung« der Selektionsmuster und Integrationsstrukturen an der HSG ablesen lässt.

4 Bildungserbe und soziale Herkunft: Das Profil der Studentenschaft

Über das Profil der Studierenden an der HSG liegen seit einigen Jahren etwas genauere Zahlen vor. Im Herbst 2008 wurde in den Absolventenbefragungen neben den Daten zur Bildungsvorgeschichte, Studienverlauf und Berufsübergang erstmals auch der Bildungsabschluss und Beruf der Eltern erhoben, um die sozialen Hintergrundmerkmale der Studentenschaft besser fassen zu können. Die umfangreichen Auswertungen dieser Indikatoren im Kontext bisher verfügbarer Kennzahlen durch das Student Monitoring zeigen ein zwar »bildungssoziologisch« wenig überraschendes, aber doch dichter schraffiertes Bild als es bisher der Fall war.

Bildungshintergrund und Studienmerkmale: Einige wesentliche Ergebnisse

Für eine Beschreibung des Profils der HSG-Studentenschaft bieten sich die *Master-Absolventen* des Herbstes 2008 – der ersten Befragungswelle mit Daten zur sozialen Herkunft – aus zwei Gründen an. Auf der einen Seite haben die Analysen des Student Monitoring gezeigt, dass sich auf der Master-Stufe geschlechtsspezifische und Unterschiede der sozialen Herkunft innerhalb der Studentenschaft insgesamt etwas nivellieren. Gerade deshalb ist es naheliegend, Fragen nach Struktur und Effekten des sozialen Profils der Studierenden an dieses Programm zu stellen – *wenn* hier belastbare Ergebnisse zu gewinnen sind, dann sollten sie *umso mehr* auch für das Bachelor-Studium gelten.

Auf der anderen Seite hat sich in den letzten Jahren eine sehr deutliche Tendenz ergeben, deren Auswirkungen auf die HSG bisher nicht endgültig abzuschätzen sind: Während noch im Jahr 2008 praktisch alle der befragten Master-Absolventen zuvor an der HSG das *Bachelor-Studium* durchlaufen hatten, waren es in 2012 nur zwei Drittel der Master-Absolventen »Eigengewächse« der HSG – der mögliche Zusammenhang sozialer Merkmale der Studierenden mit einer *durchgängigen HSG-Ausbildung* lässt sich demnach nur noch bedingt hochrechnen.

Wenn wir uns also diese »klassische« HSG-Population ansehen, dann zeigen sich bei der hier interessierenden Problemstellung – der anhand des *Bildungshintergrundes* gemessenen Zahlen zur sozialen Herkunft – verschiedene Muster. Eine erste Feststellung ist, dass auf der Master-Stufe Studierende aus »bildungsfernen« Familien praktisch nicht mehr vorhanden sind – Absolventen, deren Vater einen beruflichen Abschluss (31%), den Abschluss an einer fachbezogenen Hochschule (20%) oder einer Universität (43%) erworben hat, bilden die drei wesentlichen Gruppen (Tabelle 10).

Tabelle 10: Bildungshintergrund Master 2008 (Prozent)

		Master-Absolventen Herbst 2008
Bildungsabschluss Vater		
	keinen	0
	obligatorische Schule	3
	Berufsschule / Lehre	31
	Matura/Abitur	3
	HWV / HTL / FH / PH	20
	Universität	43

Die Befragungsdaten bestätigen weiterhin *zwei typische Tendenzen*: Auf der einen Seite die Neigung zur »Bildungshomogenität« in der Familie, also die Tatsache, dass sehr häufig beide Elternteile über dieselben Abschlüsse verfügen (45%), auf der anderen Seite, dass bei unterschiedlichem Ausbildungsniveau meist der Vater den höheren Bildungstitel vorweisen kann (47%). Die umgekehrte Konstellation (8%) ist auch hier die Ausnahme, in über 90 Prozent der Fälle also der Bildungsabschluss des Vaters der präzisere Indikator für den familiären Bildungshintergrund.

Auf der Grundlage dieser Verteilung lassen sich nun die Profile der Studentenschaft im Hinblick auf den Bildungshintergrund genauer bestimmen. Die soziodemographischen Grunddaten zeigen hier zunächst eine auffällige Abweichung bei der *Geschlechterzusammensetzung*: Studierende mit »einfachem« und »gehobenem« Bildungshintergrund weisen eine ähnliche Verteilung auf, bei Absolventen, deren Vater an einer fachbezogenen Hochschule studiert hat, ist der Anteil der Männer aber stärker (Tabelle 11).

Tabelle 11: Soziodemographische Grunddaten nach Bildungshintergrund Master 2008 (Prozent)

		Bildungshintergrund		
		einfach	mittel	gehoben
Geschlecht				
	weiblich	25	18	26
	männlich	75	82	74
Alter				
	23 Jahre und jünger	2	0	2
	24 Jahre	10	14	11
	25 Jahre	17	27	30
	26 Jahre	44	27	28
	27 Jahre	12	23	17
	28 Jahre	10	5	8
	29 Jahre	0	0	0
	30 Jahre und älter	5	5	4
Muttersprache				
	Deutsch	95	86	89
	Französisch	2	5	4
	andere	2	9	8
Staatsagehörigkeit				
	Schweiz	78	91	58
	Deutschland	7	5	29
	Österreich	2	0	4
	Liechtenstein	7	5	4
	andere	5	0	6
Entfernung Herkunftsort				
	0 bis 10 km	7	5	4
	11 bis 100 km	51	55	26
	101 bis 200 km	27	23	23
	201 bis 500 km	12	18	19
	mehr als 500 km	2	0	28

Differenzen zu 100 Prozent: Rundungsfehler.
einfach = Eltern höchstens Matura/Abitur.
mittel = Vater Fachhochschule, Mutter höchstens Fachhochschule.
gehoben = Vater Universität.

Die *Altersstruktur* zeigt dann wieder eine grössere Nähe der Akademikerkinder. Über 40 Prozent dieser Absolventen sind zum Befragungszeitpunkt jünger als 26 Jahre gewesen, aber nur 29 Prozent der Studierenden, deren Eltern höchstens die Matura oder das Abitur erworben haben. Ausserdem bestätigt sich die Vermutung, dass die *nationale Herkunft* im Hinblick auf den Bildungshintergrund zum Teil erheblich voneinander abweicht. Auf der einen Seite sind Absolventen aus eher bildungsschwachen Familien häufiger deutschsprachig (95%), aber seltener Schweizer Staatsangehörige (78%) als Studierende aus der Gruppe des »mittleren« Bildungshintergrundes (86% und 91%). Hier ist also der Anteil der Absolventen aus der Romandie und der eingebürgerten Schweizer höher, während bei den Studierenden aus »bildungsschwachen« Haushalten ein grösserer Prozentsatz aus dem deutschsprachigen Ausland kommt. Absolventen mit »gehobenem« Bildungshintergrund sind demgegenüber nur noch zu knapp drei Fünfteln (58%) Schweizer, dafür ein starkes Viertel (29%) deutsche Staatsbürger.

Diese Verteilung setzt sich bei der *regionalen Herkunft* fort: Jenseits des »gehobenen« Bildungsmilieus sind rund drei Fünftel der Studierenden aus der weiteren Region, wohnten also vor dem Studium nicht mehr als 100 km von St. Gallen entfernt. Die HSG-Verwaltungsdaten bestätigen diese Tendenz: Von den im Herbst 2008 immatrikulierten knapp 4.000 Studenten kamen 17 Prozent aus dem eigenen Kanton, knapp 8 Prozent aus dem Aargau, jeweils etwa 6 Prozent aus den Kantonen Thurgau, Luzern und Graubünden, aber nur 3 Prozent aus Basel-Stadt, dafür 16 Prozent aus dem verhältnismässig nahen Zürich, immerhin noch 11 Prozent aus dem weiter entfernten Bern.

Dementsprechend sieht auch die *Studiengeschichte* aus. Bei den Absolventen aus eher bildungsfernen Familien ist die »HSG-Treue« am stärksten ausgeprägt: Über vier von fünf befragten Mastern hat sein Studium direkt an den Bachelor-Abschluss in St. Gallen angeschlossen, während die »bildungsstarken« Studenten häufiger von anderen Universitäten, Fachhochschulen, bemerkenswert oft auch aus der Praxis gekommen sind (Tabelle 12).

Tabelle 12: Studiengeschichte nach Bildungshintergrund Master 2008 (Prozent)

	Bildungshintergrund		
	einfach	mittel	gehoben
Studienvorgeschichte			
Bachelor-Studium HSG	83	77	60
andere Universität	5	9	11
Fachhochschule	2	0	6
Praxis	10	9	21
anderes	0	5	2
Note vorheriges Studium			
4,0 bis 4,49	3	0	13
4,5 bis 4,74	24	21	11
4,75 bis 4,99	35	42	31
5,0 bis 5,24	18	11	24
5,25 bis 5,49	21	16	11
5,5 bis 6	0	11	9
Studiensemester			
3 Semester und weniger	12	36	15
4 Semester	73	45	68
5 Semester	7	5	8
6 Semester und mehr	9	14	10
Auslandssemester			
keines	71	68	57
1 Semester	27	32	34
2 Semester	2	0	9
Note Master-Studium			
4,0 bis 4,49	0	0	0
4,5 bis 4,74	5	5	0
4,75 bis 4,99	12	5	9
5,0 bis 5,24	32	50	38
5,25 bis 5,49	41	27	38
5,5 bis 6,0	10	14	15

Differenzen zu 100 Prozent: Rundungsfehler.
einfach = Eltern höchstens Matura/Abitur.
mittel = Vater Fachhochschule, Mutter höchstens Fachhochschule.
gehoben = Vater Universität.

Interessant ist dann der Befund, dass die *Noten aus dem vorherigen Studium* zwar bei den »Bildungserben« etwas häufiger (44%) in der oberen Hälfte der Bewertungsskala liegen als in den anderen beiden Gruppen (38% und 39%), aber auch deutlich öfter unter »vier bis fünf« ausfallen (13%), und die Absolventen aus eher bildungsschwachen Haushalten ein breites Mittelfeld ohne Tiefst- oder Höchstwerte bilden, dass sich dann aber bei den *Master-Abschlüssen* unter insgesamter Anhebung des Notenspiegels die »bildungsstarken« Absolventen am deutlichsten verbessern.

Ein etwas abweichendes Muster zeigt sich bei der *Studiendauer*: Absolventen mit schwachem Bildungshintergrund schliessen ähnlich selten (12%) ihr Studium in der Regelstudienzeit von 3 Semestern ab wie Studierende mit gehobenem Bildungshintergrund (15%), bei den Befragten, deren Vater über ein Fachhochschul-Diplom verfügt, sind es aber ein starkes Drittel (36%). Diese Gruppe ist also nicht nur verhältnismässig notenstark, sondern studiert auch besonders zügig.

Der Zusammenhang mit der Zahl der *Auslandssemester* ist auffällig: Absolventen aus bildungsstarken Haushalten gehen deutlich häufiger für ein (34%) oder zwei (9%) Semester ins Ausland als die anderen beiden Gruppen. Dass sie gleichzeitig bei der Studiendauer nicht schlechter, bei den Noten aber besser abschneiden als die Absolventen mit eher schwachem Bildungshintergrund, verweist erneut auf eine gewisse Häufung von »Privilegien« im Zusammenhang mit dem Studienverlauf.

Wir bemerken also, wenn diese Zahlen korrekt gedeutet sind, dass insbesondere bei den Kindern aus Akademikerfamilien auch hier tendenziell ein breiterer Horizont an Möglichkeiten vorhanden ist. Dass diese Art der »Privilegierung« schon zuvor besteht, legen die Befragungsergebnisse zu den *Lebensverhältnissen während des Studiums* nahe. Absolventen aus »Bildungshaushalten« lebten sehr viel häufiger direkt in St. Gallen, und nicht in der Umgebung bei ihren Eltern, sondern besonders oft in Wohngemeinschaften oder alleine, waren in dieser Hinsicht also durchgehend »selbstständiger« (Tabelle 13).

Tabelle 13: Wohnverhältnisse nach Bildungshintergrund Master 2008 (Prozent)

		Bildungshintergrund		
		einfach	mittel	gehoben
Wohnort				
	Stadt St. Gallen	68	68	89
	Kanton St. Gallen	22	14	2
	andere Schweiz	8	18	9
	angrenzendes Ausland	2	0	0
Wohnhaushalt				
	bei den Eltern	30	27	8
	in einer Paarbeziehung	10	5	4
	in einer Wohngemeinschaft	50	55	62
	alleine	10	14	26

Differenzen zu 100 Prozent: Rundungsfehler.
einfach = Eltern höchstens Matura/Abitur.
mittel = Vater Fachhochschule, Mutter höchstens Fachhochschule.
gehoben = Vater Universität.

Gleichzeitig sind sie seltener während des Studiums einer *Erwerbstätigkeit* nachgegangen, häufiger nur in geringfügigem Umfang, und weniger aufgrund materieller Zwänge. Und obwohl eine finanzielle Beteiligung der Eltern an den Kosten des Studiums in diesen Fällen in allen Bildungssegmenten ähnlich häufig bestand, nimmt doch der Umfang der elterlichen Unterstützung mit sinkendem Bildungshintergrund deutlich ab – Studierende aus Akademikerfamilien werden umfassender, nämlich häufiger »ausschliesslich« oder »hauptsächlich« unterstützt als Befragte vor allem aus bildungsfernen Familien. Nicht zuletzt wohl deshalb haben wir dort eine insgesamt erkennbar positivere *Einschätzung der Lebensverhältnisse*, die sich mit abnehmendem Bildungshintergrund zusehends eintrübt, auch wenn keiner der Absolventen unter »sehr schwierigen« Umständen studieren musste (Tabelle 14).

Tabelle 14: Lebensumstände nach Bildungshintergrund Master 2008 (Prozent)

		Bildungshintergrund		
		einfach	mittel	gehoben
Erwerbstätigkeit				
	keine	12	18	30
	bis 10%	25	23	21
	11 bis 20%	30	9	19
	21 bis 30%	18	23	11
	31 bis 40%	12	18	9
	mehr als 40%	2	9	9
Erwerbstätigkeit und Studium				
	unbedingt notwendig	26	11	16
	mehr oder weniger notwendig	41	33	24
	nicht wirklich notwendig	32	56	59
Finanzielle Beteiligung Eltern				
	ja	90	86	92
	nein	10	14	8
Einschätzung Lebensumstände				
	ideal	13	19	30
	vorteilhaft	33	43	45
	annehmbar	49	38	21
	eher schwierig	5	0	4
	sehr schwierig	0	0	0

Differenzen zu 100 Prozent: Rundungsfehler.
einfach = Eltern höchstens Matura/Abitur.
mittel = Vater Fachhochschule, Mutter höchstens Fachhochschule.
gehoben = Vater Universität.

Damit lassen sich einige sehr *allgemeine Tendenzen* im Zusammenhang mit Unterschieden des Bildungshintergrundes beschreiben. Bezieht man diesen Hintergrund in die Analyse ein, dann ergeben sich zwei Perspektiven. Auf der einen Seite lässt sich ein *Bild der St. Galler Studentenschaft* zeichnen, das trotz der betont »internationalen« Ausrichtung eine stark deutsch-schweizerische, deshalb verhältnismässig regionale und bis zu einem gewissen Grad auch »kleinbürgerliche« Färbung besitzt. Die wenigen Studierenden aus »einfachen Verhältnissen« werden bereits auf der Assessment-Stufe praktisch vollständig ausgeschieden, auf Bachelor-Niveau hebt sich – vor allem durch den Anteil der stärker »bürgerlichen« Gruppe der deutschen Studentinnen und Studenten – der soziale Hintergrund etwas, um dann im Master-Programm wieder »konventioneller« zu werden. Insgesamt kann also durchaus von einer überwiegend »bodenständigen« Klientel der HSG gesprochen werden.

Auf der anderen Seite lassen sich bestimmte, voneinander nicht immer scharf, aber doch einigermassen plausibel abgrenzbare *Gruppen innerhalb der Studentenschaft* vermuten, die durch eine spezifische Verteilung von »Handicaps« und »Privilegien« gekennzeichnet sind. Dazu gehören Frauen in höherem Studienalter mit schwachem Bildungshintergrund und begleitender Erwerbstätigkeit, am anderen Ende der Skala die Gruppe der Studierenden aus Akademikerhaushalten mit stark deutschem Einschlag, dazwischen »durchschnittliche« Schweizer Männer, bei denen geographische und soziale Herkunft deutlich enger gefasst ist, dann eher Studierende aus dem »kleinen« Bildungsbürgertum der fachbezogenen Hochschuldiplome, der Betriebswirte, Techniker, Ingenieure und Pädagogen, begleitet von einer ganz schmalen Gruppe der »Exoten« aus bescheidenen Verhältnissen, die als »overachiever« ihr Studium mit vergleichbar guten Leistungen abschliessen wie die ausgesprochenen »Bildungserben«.

Grundsätzlich kann gesagt werden, dass der Bildungshintergrund zum Teil stark kovariierende Effekte auf den *Studienverlauf* ausübt: Der Tendenz nach geht die Schichtzugehörigkeit mit einer Reihe von »Handicaps« oder »Privilegien« nicht nur bei der Leistungsselektivität und Leistungsperformanz und den materiellen Lebensverhältnissen während des Studiums einher. Sondern es zeigt sich insgesamt eine durchgehende Aufspreizung des *Möglichkeitshorizontes* im Zusammenhang mit Unterschieden des Bil-

dungshintergrundes: Bei Studierenden aus »bescheideneren« Verhältnissen sieht man auch eher bescheidenere Merkmale des Berufsübergangs, regionaler, häufiger in kleine und mittlere Unternehmen, aber auch gedämpftere Ambitionen für den zukünftigen Lebensweg. Demgegenüber gelingt es den Absolventen aus »gehobenen« Verhältnissen nicht nur, sich im Verlauf ihres Studiums am meisten zu verbessern – sie wissen auch entschiedener, was sie nach dem Studium anfangen wollen, lassen sich aber häufiger »bewusst« mehr Zeit beim Berufseinstieg, gehen häufiger ins Ausland, sammeln häufiger alle auf lange Sicht marktgängigen »credits« der »Persönlichkeitsbildung«, die für bürgerliche Schichten so kennzeichnend ist.

Herkunftsmilieus der Studentenschaft: Eine spezifische Heterogenität

Bei der Betrachtung der sozialen Herkunft, deren Effekte auf den Studienverlauf hier unterstellt werden, kommt man allerdings in einen Bereich, der oft mit blossen Zahlen nicht ausreichend dargestellt werden kann, stattdessen einen stärker qualitativen Zugang erfordert und ohne *Kontextualisierung* eindimensional bleibt. Denn die *nominelle* Zugehörigkeit zu einer Bildungsgruppe, die dem Argument zugrunde gelegt wurde, liefert zwar angesichts des in der Sozialstrukturforschung immer wieder bestätigten, äusserst straffen Zusammenhangs zwischen Ausbildung und beruflicher Position einen wesentlichen Hinweis auch auf die Schichtzugehörigkeit. Letztlich bleibt diese klassifikatorische Logik aber immer unscharf: Weder ermöglicht die nominelle Trennlinie zwischen zwei »Bildungsgruppen« Rückschlüsse auf die »praktische« Bedeutung des Bildungshintergrundes, noch lässt sich damit die *Heterogenität innerhalb einer Bildungsgruppe* erfassen: Ein Universitätsabschluss des Vaters macht nicht erkennbar, ob die Studentin oder der Student eher aus einer »wirtschaftsbürgerlichen« oder aber »bildungsbürgerlichen« Familie kommt, genauer noch, um welches »Milieu« es sich innerhalb dieser Gruppen handelt.

Denn es besteht kaum ein Zweifel, dass diese Unterschiede im Studienverlauf und Berufsübergang auch durch charakteristische »Einstellungen«, schichtspezifische, enger noch: »milieuspezifische« *Haltungen* transportiert werden, für die der Indikator »Bildungshintergrund« nur einen Anhaltspunkt bietet. Allerdings lassen sich über die seit Herbst 2008 im Rahmen des Student Monitoring erfragten *Berufe der Eltern* gewisse schicht- oder milieuspezifische »Färbungen« des sozialen Hintergrundes der Absolventen wenigstens näherungsweise abschätzen.

Ein erster Überblick über die Angaben zum *Beruf des Vaters* unserer Untersuchungsgruppe zeigt hier bereits spezifische Charakteristika des sozialen Hintergrundes der HSG-Absolventen. Unter den Vätern von gut hundert Befragten fanden sich:

- dreizehn Ärzte, acht Lehrer, vier Anwälte, zwei Professoren, zwei Ministerialbeamte, ein Hochschuldozent, ein Apotheker, ein Architekt, ein Verleger, ein Museumsdirektor
- zwei Unternehmensberater, ein Steuerberater, ein Wirtschaftsprüfer, ein Treuhandexperte,
- sieben Ingenieure, fünf Informatiker
- zehn Bankangestellte, zwei Buchhalter, zwei Versicherungskaufleute, zwei Verkaufsleiter, ein Technischer Kaufmann
- sieben Unternehmer, fünf Selbstständige, zwei Geschäftsführer, ein Vorstandsvorsitzender
- zwei Mechaniker, ein Schmid, ein Schreinermeister, ein Hauswart.

Allein diese pointierte Auswahl macht schon deutlich, dass hier erstens – und ganz erwartungsgemäss – die Struktur der Erwerbsbevölkerung in keiner Weise repräsentiert, sondern massiv nach oben verzerrt ist, dass zweitens in den gehobenen sozialen Schichten das »kulturbürgerliche« Element schwach ausfällt, besonders stark dagegen das *Wirtschaftsbürgertum* und die *Freien Berufe* vertreten sind, dass schliesslich drittens auch im mittleren sozialen Segment Berufe aus dem Bereich Banken, Finanzen und Versicherungen dominieren.

Wenn man sich dann in Anlehnung an das international gängige Stratifikationsschema nach Erikson, Goldthorpe und Portocarero (EGP) die Berufe der Väter ansieht, ergibt sich eine Verteilung, die solche Vermutungen bestätigt (Tabelle 15). Die *stärkste sozioprofessionelle Gruppe* bildeten mit einem sehr guten Drittel die selbstständigen Väter, davon wiederum mit weitem Abstand die Freiberufler und dann die Unternehmer. Hohe und leitende Angestellte in öffentlicher Verwaltung und Privatwirtschaft liegen mit einem knappen Drittel dicht dahinter, echter »Manager«, also Vorstand oder Geschäftsführer, ist immerhin jeder Zwanzigste. Nach den leitenden Angestellten beginnt dann das neuere »Kleinbürgertum« der Bankkaufleute, Anlageberater, Informatiker. Die einfachen manuellen und Dienstleistungsberufe sind überhaupt nicht vertreten, Facharbeiter war nicht einmal jeder zehnte Vater.

Tabelle 15: Väterlicher Beruf nach sozioprofessioneller Gruppe Master 2008 (absolut | n=107)

Obere Dienstklasse	
Führungskräfte in Unternehmen (Vorstand, Geschäftsführer)	5
Untere Dienstklasse	
Höhere Angestellte (höherer Beamter, Arzt, Professor, Ingenieur)	14
Angestellte in verantwortlicher Tätigkeit (Referatsleiter, Prokurist)	20
Routinedienstleistungen in Handel und Verwaltung	
Angestellte in selbstständiger Tätigkeit (Sachbearbeiter, Buchhalter)	20
Angestellte in unselbstständiger Tätigkeit (Verkäufer, Kassierer)	0
Selbstständige	
Freie Berufe (Rechtsanwalt, Steuerberater, Arzt, Architekt)	23
Unternehmer in Industrie und Handel	8
Selbstständige Handwerker und Kaufleute	6
Selbstständige Landwirte	1
Facharbeiter und Arbeiter mit Leitungsfunktion	
Facharbeiter, Vorarbeiter, Techniker	10
Angelernte und ungelernte Arbeiter, Landarbeiter	
Angelernte und ungelernte Arbeiter, Landarbeiter	0

Die Studentenschaft der HSG ist also im Hinblick auf den sozialen Hintergrund durchaus heterogen: Aus im engeren Sinne *»bürgerlichen« Haushalten* stammt gut die Hälfte der Studierenden, auch wenn sich zunächst nicht genau abschätzen lässt, wie weit »grossbürgerlich« eingefärbt diese Gruppe ist. Ungefähr ein Drittel der Absolventen kommt tendenziell aus dem »kleinen« Bürgertum der mittleren Angestellten, der Rest aus echt »kleinbürgerlichen« Verhältnissen.

Plastischer wird das Bild allerdings, wenn man die Angaben zum Beruf des Vaters mit Blick auf den *Bildungshintergrund* konkretisiert und gleichzeitig durch die Nennungen zum *Beruf der Mutter* ergänzt. Dann zeigt sich nämlich, dass bei einem Gutteil der »Selbstständigen«, oft aber auch im Fall der »Unternehmer«, »Unternehmensberater« oder »Vermögensverwalter« der soziale Zuschnitt keineswegs »grossbürgerlich« ausfällt – der engere Bildungshintergrund und das typische Berufsprofil der Mutter, die fast immer kleine Angestellte ist, markiert ein gewichtiges Segment der HSG-Klientel als »ökonomische Aufsteiger«. Umgekehrt sind Handwerkerkinder (»Schreinermeister« und »Floristin«) oder der Tendenz nach »proletarische« Familienverhältnisse (»Automechaniker« und »Schneiderin«) an der HSG nur in Einzelfällen vertreten.

Dieses Profil ändert sich mit steigendem Ausbildungsniveau eher in die Richtung eines »*kleinen Bildungsbürgertums*«. Die Gruppe, in welcher der Vater über eine fachbezogene Tertiärausbildung verfügt, also an einer Handels- oder Verwaltungs-, technischen oder pädagogischen Hochschule studiert hat, ist zwar der Hauptsache schwergewichtig nach im *wirtschaftlichen Bereich* tätig. Es wird aber auch eine ausgeprägte Konsistenz bei den Bildungsabschlüssen der Eltern und bei den Müttern gleichzeitig ein stärker »kultureller« Einschlag des Berufsprofils deutlich: Fast die Hälfte der zugehörigen Frauenberufe stellen die Lehrerinnen, der Rest gehört ganz weitgehend in den »modernen« Dienstleistungsbereich.

Bei nochmaliger Anhebung des Bildungshintergrundes kommen wir schliesslich in soziale Bereiche, die ganz eindeutig als *»bürgerliche Milieus«* zu bezeichnen sind. Hier versammeln sich nicht nur die Freien Berufe, die Professoren, höheren Beamten und leitenden Angestellten, sondern auch die »gebildeten« Unternehmer – ein Hinweis darauf, dass in diesem Segment kaum »Aufsteiger«, sondern vielmehr die »Erben« angesiedelt sind. Insgesamt wird diese Gruppe eindeutig von den Freien Berufen dominiert. Dort sind zwar auffällig häufig Mediziner vertreten. Letztlich ist aber die juristische und *»wirtschaftsbürgerliche« Klientel* vorherrschend: Anwälte, Steuerberater, Wirtschaftsjuristen, Vorstände, Geschäftsführer und Unternehmer. Demgegenüber nimmt sich das »Kulturbürgertum« eher schwach aus, mit zwei Professoren, einem Dozenten, Gymnasiallehrer, Seminarlehrer, Museumsdirektor und Verleger ist diese Fraktion im Grunde unbedeutend und ein weiterer Beleg für die starke Segregation der Bildungswege innerhalb verschiedener Teile des Bürgertums – die auffällige Konventionalität des Berufsprofils der Mütter weist in dieselbe Richtung.

Und noch eine letzte Feststellung lässt sich anhand der vorliegenden Angaben treffen: Wenn man sich die Berufspaarungen ansieht, dann wird klar, dass auch der im engeren Sinne »grossbürgerliche« Einschlag bei den Herkunftsfamilien eher gering ausfällt. Vermuten lässt sich ein solcher Hintergrund bei zwei Unternehmerehepaaren, bei einer Juristenfamilie, möglicherweise auch bei der Kombination von »Wirtschaftanwalt/Bankerin«, »Verleger/Politikerin« – alles andere scheint mehr oder weniger von *»gutbürgerlichem« Zuschnitt* und selbst bei den »bildungsstarken« Absolventen nicht derart, dass man von einem echt »elitären« sozialen Hintergrund sprechen könnte.

Insgesamt lassen die Auswertungen zur sozialen Herkunft im Zusammenhang mit dem Bildungshintergrund die Charakteristik der Studentenschaft an der HSG noch etwas genauer hervortreten: Wir sehen eine selbstverständlich *sozial gehobene Struktur* der Studentenschaft, eine besonders starke Betonung des *wirtschaftlichen* gegenüber dem »kulturellen« Moment des sozialen Hintergrundes und eine aufgrund dessen sehr durchgängige »Konventionalität« der gesellschaftlichen Herkunftsmilieus, und schliesslich und vor allem eine *grundsätzliche Dreiteilung* der sozialen Herkunftsmerkmale in »kleinbürgerliche« Familien in ihren ökonomisch aufgestiegenen oder aufsteigenden Elementen, ein »kleines Bildungsbürgertum«, das aber auch im wirtschaftlichen Bereich tätig ist, und eine starke »gutbürgerliche« Fraktion, die zwar von den Freien Berufen dominiert wird, allerdings insgesamt deutlich »ökonomisch« ausgerichtet ist, ohne echte Anzeichen einer »grossbürgerlichen« Elite aufzuweisen.

Die St. Galler Studentenschaft ist demnach – unter Ausschluss praktisch aller »bescheidenen« sozialen Elemente – eine durchaus heterogene Ansammlung junger Menschen »kleinbürgerlicher« und »bürgerlicher« Herkunft, in der deutlich das wirtschaftliche Moment überwiegt. Die HSG ist aber, trotz der offensichtlichen Unterschiede bei den gesellschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten, *nicht* ausgesprochen »elitär« strukturiert, sondern eher als eine traditionsreiche Ausbildungsstätte der Rekrutierung und Reproduktion »gutbürgerlicher« Führungskräfte vornehmlich für die Wirtschaft einzustufen.

Damit bestätigt eine Analyse der »studentischen Profile« zwar weitgehend das *Selbstbild der HSG* als Ausbildungsstätte für eine »breite Klasse« des wirtschafts- und rechtswissenschaftlichen Führungsnachwuchses. Allerdings zeigt sie die Studentenschaft weniger »international« und »elitär« als es die in Anspruch genommene »Klasse« bisweilen suggeriert, und umgekehrt viel weniger durchlässig für Studentinnen und Studenten aus »einfachen« Verhältnissen, als dass die »Breite« im Selbstbild völlig unbedenklich zu postulieren wäre.

Denn die Analyse der soziodemographischen Profile der Studentenschaft zeigt nicht nur typische geschlechtsspezifische Unterschiede im Hinblick auf die soziale und geographische Herkunft, die sich bei den universitären Leistungen und zuletzt auch bei Berufsperspektiven und Berufsübergang fortsetzen – grundsätzlich kann gesagt werden, dass sich bei den Studentinnen, an der HSG wie überall, die sozialen, ökonomischen und akademischen »Handicaps« tendenziell eher häufen als bei den Studenten. Sondern es ist auch deutlich geworden, dass insgesamt *soziale Faktoren* von hoher Bedeutung sind: unbestreitbar ist sowohl der ausgesprochen prägnante Einfluss des sozialen Hintergrundes auf die Ausprägung zentraler Indikatoren von Studium und Studienverlauf wie auch ganz allgemein eine damit zusammenhängende Differenzierung des gesamten Möglichkeitshorizontes.

Wenn allerdings die soziale Herkunft, und nicht nur das »Bildungserbe«, sondern das soziale Erbe überhaupt, mit seinen vermutbaren Effekten auf die »Persönlichkeitsstruktur« der Studierenden, auf ihre *habituelle* Verfassung, in diesem Zusammenhang eine erhebliche Rolle zu spielen scheint, dann bleibt die Frage, wie genau die *Vermittlungsprozesse* aussehen, durch die ein spezifischer *sozialer Typus* an der HSG »prämiert« wird. Denn *dass* bestimmte soziale Merkmale der Studierenden im Zusammenhang mit dem Studienerfolg stehen, liegt auf der Hand: Wie sonst wäre etwa zu erklären, dass sich, auch im sozial eher »nivellierten« Master-Programm, gerade Studierende aus Akademikerhaushalten an der HSG am häufigsten verbessern? Oder die Tatsache, dass der Studienerfolg im Assessmentjahr zwar am stärksten mit der gymnasialen Abschlussnote variiert, aber Geschlecht und Bildungshintergrund einen eigenen Einfluss geltend machen, *obwohl* zwischen diesen beiden Grössen und den schulischen Leistungsmerkmalen *kein* signifikanter Zusammenhang besteht?

Die Hypothese, dass bei diesen Selektionsmustern auch *Prozesse der Integration* ein entscheidendes Wort mitsprechen, eine an der HSG weiter durchgeformte individuelle »Passung« zu einem spezifischen sozialen »Milieu«, lässt sich mit zwei weiteren Analyseschritten konkretisieren.

5 Distanz und Nähe: Eine soziographische Skizze zum »Feld« der HSG

Die Auswertung der letztjährigen Daten zum Assessmentjahr hat gezeigt, dass der Erfolg in diesem ersten, hochselektiven Abschnitt des Studiums an der HSG im Zusammenhang mit einer ganzen Reihe von Faktoren steht, die untereinander nicht nur starke, sondern auch *systematische* Beziehungen aufweisen. Dabei haben sich deutliche Hinweise auf drei *Ursachenkomplexe* ergeben, »Bündel« von Merkmalen der sozialen Herkunft, der materiellen Lebensverhältnisse und der sozialen Einbindung am Studienort, die ihrerseits mehr oder weniger dicht miteinander verflochten sind.

Wenn wir davon ausgehen, dass damit nicht nur die konkreten *Möglichkeitsbedingungen* eines gelingenden Starts in das Studium wenigstens vorläufig umschrieben sind, sondern auch die dabei aufgestellten Hürden, dann sind zunächst für die Frage, welcher »Typus« über diese Hürden gelangt, und dann im weiteren Studienverlauf »ausgebildet« wird, sicher zwei Befunde entscheidend: Erstens die *Veränderungen des sozialen Profils* der Studentenschaft im Fortgang des Studiums, zweitens aber eine sich dabei ergebende *Struktur der Faktoren*, die für den Studienerfolg massgeblichen Einfluss beanspruchen können – die These von einer zunehmenden Homogenisierung der an der HSG anfangs durchaus heterogenen Klientel bedarf dieser Vorabklärungen.

Welchen Charakter also besitzt diejenige studentische Population, die im »Zentrum« der HSG steht, die von der Institution am stärksten prämiert wird, die sich gleichzeitig, so ist zu vermuten, den Normen und Konventionen der Institution am stärksten anpassen kann und anzupassen bereit ist? Und welche Gruppen der Studentenschaft lassen sich in dieser Hinsicht als eher »randständig« ausmachen?

Das Gravitationszentrum der HSG: Merkmale der »Kernbelegschaft«

Schon im Jahr 2010 haben die Befragungen des Student Monitoring Hinweise auf eine Homogenisierung der Studentenschaft geliefert, die sich zunächst im Zuge der Selektionsprozesse des Assessmentjahres bemerkbar machen. Es ist bereits damals klar geworden, dass dieses Selektionsinstrument die HSG-Klientel im Bachelor-Programm gegenüber den Studieneinsteigern nochmals spezifisch akzentuiert – vergleicht man die soziodemographischen Daten der auf den unterschiedlichen Programmstufen vertretenen Gruppen genauer, zeigen sich in der Tat Verschiebungen, denen im Hinblick auf unsere Frage, welches die *faktischen* »Adressaten« der HSG sind, unbedingt nachzugehen war.

Ein besonderes Augenmerk galt dabei der weiblichen Population, weil dort – im Einklang mit sämtlichen Befunden der Bildungsforschung – die »Vulnerabilität« hinsichtlich der Selektionsprozesse im Hochschulbereich als *paradigmatisch* genommen werden konnte: Die Performanz von Frauen in männlich dominierten Studiengängen lässt sich als »Lackmus-Test« für die soziale Struktur der Faktoren des Studienerfolgs auffassen.

Dabei war nicht nur festzustellen, dass die im *Assessmentjahr* gerade bei den Schweizer Studentinnen besonders ausgeprägte *Enge des Bildungshintergrundes* – der Anteil der Väter mit einem Hochschulabschluss lag bei den deutschen Kommilitoninnen doppelt so hoch – mitsamt dem dadurch vermittelten Merkmal der schulischen Performanz – der Anteil der Gymnasialnoten zwischen »fünf und sechs« lag bei den deutschen Studentinnen dreimal so hoch – und dem der »Regionalität«, also einem nahen Heimatort, tendenziell verschwindet: Auf der *Bachelor-Stufe* ändert sich das geschlechtsspezifische Profil, die soziale Herkunft wird gehobener und ist weniger regional betont, die beruflich und international erfahrenen und leistungsstarken Studentinnen treten stärker in den Vordergrund, während das Profil der Studenten mehr oder weniger unverändert bleibt.

Gleichzeitig sieht man im Bachelor-Programm, wenn man den Bildungshintergrund konstant hält, also diejenige Gruppe der Absolventen, bei denen der Vater höchstens Matura oder Abitur erreicht hat, und Studierende aus »bildungsstarken« Familien im Hinblick auf das Geschlecht getrennt vergleicht, dass die Studenten in beiden Gruppen bei der Matura insgesamt schlechter abgeschnitten haben als die Frauen, dass weiter die Studentinnen im Assessmentjahr in beiden Gruppen eine etwas schwächere Performanz zeigen, um dann aber auf der Bachelor-Stufe ein starkes Mittelfeld zu bilden, und fast ebenso häufig über »fünf bis sechs« liegen wie ihre Kommilitonen.

Dieses Muster unterstreicht im Übrigen – innerhalb der durchschnittlich besseren Performanz von Studierenden aus bildungsstarken Haushalten – nicht nur die oft belegte Leistungsfähigkeit von Frauen in der Sekundarbildung, sondern auch *Anfangsschwierigkeiten* im akademischen Lehrbetrieb, also eine geschlechtsspezifisch stärkere »Durchschnittlichkeit« der universitären Leistungen ebenso wie die *Nivellierung* dieser Besonderheit bei starkem Bildungshintergrund.

Dementsprechend sieht in dieser Gruppe der Spitzenabsolventen auch die *Verteilung der Nationalitäten* aus. Die deutschen Studentinnen und Studenten haben in diesem Notensegment trotz ihrer deutlichen Unterzahl in der Grundgesamtheit mit denen aus der Schweiz nahezu gleichgezogen – und im Bereich zwischen »fünf bis sechs« und »sechs« tauchen überhaupt keine anderen Nationalitäten mehr auf. Verantwortlich dafür ist ganz augenscheinlich das Übergewicht höherer familiärer *Bildungstitel* bei den deutschen Absolventen: Doppelt so viele deutsche Studierende auf der Bachelor-Stufe kommen aus einer Familie, in welcher der Vater einen Universitätsabschluss erworben hat. Ebenso steht der Faktor »*Regionalität*«, also ein höchstens 50 Kilometer von St. Gallen entfernter Herkunftsort der Studierenden, in Beziehung zum Bildungshintergrund – auf Universitätsniveau sinkt er deutlich ab.

Auf der *Master-Stufe* schliesslich geht der Trend zur *Nivellierung der geschlechtspezifischen Profile* weiter. Das betrifft zunächst Altersstruktur und Nationalität: Beim Alter bestehen nur noch geringfügige Unterschiede, der Anteil der deutschen Studentinnen sinkt, die Quote der deutschen Studenten steigt an, die Frauen werden im Master »internationaler«. Dann aber neben der geographischen die soziale Herkunft: Auf Master-Niveau liegen die Studentinnen hinsichtlich der etwas abgeschwächten Bildungsnähe des Elternhauses mit ihren Kollegen gleichauf, bei den Schweizer Studentinnen ist diese Entwicklung sogar noch ausgeprägter, so dass der Anteil von Frauen aus einem Akademikerhaushalt den der männlichen Schweizer nun deutlich übersteigt. Damit ist im Master-Programm insgesamt eine *Umschichtung der Bildungsprofile*, eine soziale Nivellierung zwischen den Geschlechtern zu erkennen: Bei den Frauen hebt sich der Bildungshintergrund, bei den Männern sinkt er. Und: Wir haben bei etwas abgesenkten Bildungshintergrund auch eine stärkere Nivellierung der Beziehung zwischen *sozialer Herkunft und universitärer Performanz* – Unterschiede sind noch vorhanden, aber nicht mehr in bisheriger Weise prägnant.

Eine Analyse der geschlechtsspezifischen Unterschiede innerhalb der Studentenschaft der HSG hat also immer wieder *auffällige Diskrepanzen* zwischen Studentinnen und Studenten gezeigt – und dies durch fast sämtliche Befragungsdaten hindurch. Das beginnt mit der sozialen und geographischen Herkunft, setzt sich fort bei den universitären Leistungen und betrifft schliesslich auch Berufsperspektiven und Berufsübergang. Die grundsätzliche, wenn auch nicht überraschende Erkenntnis des Geschlechtervergleichs ist, dass sich bei den *Studentinnen* die sozialen, ökonomischen und akademischen »Handicaps« tendenziell eher häufen als bei den Studenten. Allerdings ist auch deutlich geworden, dass bei diesen geschlechtsspezifischen Besonderheiten ständig *soziale Faktoren* ein gewichtiges Wort mitsprechen: Die weibliche Population an der HSG ist keineswegs homogen, ebenso wenig wie die Gruppe der Studenten. Der durchweg prägnante Einfluss des *Bildungshintergrundes* auf die Ausprägung zentraler Indikatoren von Studium und Studienverlauf ist ganz offensichtlich.

Was bedeuten diese Befunde? Zunächst sicher, dass wir zwischen Assessmentjahr und dem Bachelor-Studium ohne Frage mit einer durch *Selektion* erwirkten *Homogenisierung* der studentischen Population zu tun haben: Unter Aussonderung besonders »anfälliger« Gruppen von Studieneinsteigern, nämlich von Frauen und »Bildungsfernen«, wird das studentische Publikum »bürgerlicher«, »deutscher«, gleichzeitig »campusnäher« – und »leistungsstärker«. Eine zweite Feststellung ist, dass sich zwischen Bachelor-Studium und den Master-Programmen das soziale Profil insbesondere der männlichen Klientel wieder etwas abschwächt und nicht unbedingt der Faktor »Regionalität«, aber doch das »schweizerische« Element wieder an Bedeutung gewinnt.

Die naheliegende Folgerung ist demnach, dass gerade die *Population der Bachelor-Studenten* mit ihrer bewusst herbeigeführten – relativen – Homogenität als in mehrerer Hinsicht »beispielhafte« Gruppe angesehen werden muss: Neunzehn von zwanzig Absolventen haben das Assessmentjahr an der HSG durchlaufen, sind also mit der Institution und ihren spezifischen intellektuellen, pädagogischen und sozialen Anforderungen vertraut und haben sie vor allem mehr oder weniger gut *gemeistert*, unter Beweis gestellt, dass sie zu dieser Institution »passen«.

Dass dies der Ansatzpunkt für die Frage nach den *sozialisatorischen* Effekten der HSG sein muss, liegt auf der Hand. Sehen wir aber zuerst, welche Faktoren die tendenzielle Homogenität dieser Population im Hinblick auf den *Studienerfolg* bedingen – welche Merkmale also die Institution bei dieser beispielhaften Gruppe *zusätzlich* prämiert. Ein Vergleich der statistischen Zusammenhänge entscheidender soziodemographischer und von Eckdaten zum Studienverlauf zwischen den drei Studienabschnitten Assessment, Bachelor und Master zeigt hier instruktive Ergebnisse, die sich anzusehen lohnt.

Hält man nämlich die statistischen Zusammenhänge einiger Kennzahlen der Assessment-Studierenden und der Bachelor-Absolventen nebeneinander, zeigt sich zunächst, dass der *Effekt des Geschlechts* deutlich zurückgegangen ist – und bestätigt damit die Aussonderung einer besonders verwundbaren Population weiblicher Studieneinsteiger im Verlauf des Assessmentjahres (Tabelle 16). Nur leicht abgeschwächt hat sich der Zusammenhang mit der Muttersprache: Fremdsprachigkeit ist also weiterhin ein gewisses Handicap. Interessant sind die Zahlen zum *Lebensalter*: Während es im Assessmentjahr, aufgrund der dort zumindest in dieser Hinsicht herrschenden Homogenität der Population sehr naheliegend, noch keine Rolle spielte, besteht im Bachelor-Programm offensichtlich ein sehr signifikanter Zusammenhang zwischen einer guten Abschlussnote und einem geringen Alter der Absolventinnen und Absolventen.

Tabelle 16: Assessment-Studenten und Bachelor-Absolventen – Faktoren des Studienerfolgs

Assessment-Studenten 2011/2012	Studienerfolg
Geschlecht	,170**
Alter	-,049
Muttersprache	-,132**
Staatsangehörigkeit	,018
Note Matura	,357**
Note Abitur	,241*
Bildung Vater	159**
Beruf Vater	,115*
Bildung Mutter	,149**
Beruf Mutter	,107*
Entfernung Heimatort	,088*
Berufserfahrung	-,039
Studienschwerpunkt	,124*
Wohnort	,106*
Wohnzusammenhang	,030
Wohngelegenheit	,040
Erwerbstätigkeit Umfang	-,338**
Beteiligung Eltern	,150**
Betrag zur Verfügung	,033

Bachelor-Absolventen 2011/2012	Note Bachelor
Geschlecht	,095*
Alter	-,167**
Muttersprache	-,111**
Staatsangehörigkeit	,239**
Note Matura	,366**
Note Abitur	,419**
Bildung Vater	,158**
Beruf Vater	,071
Bildung Mutter	,141**
Beruf Mutter	,126**
Entfernung Heimatort	,200**
Berufserfahrung	-,097**
Studienschwerpunkt	,073*
Wohnort	,118**
Wohnzusammenhang	,098**
Wohngelegenheit	,153**
Erwerbstätigkeit Umfang	-,163**
Beteiligung Eltern	,089*
Betrag zur Verfügung	,081*

** Die Korrelation ist auf dem Niveau von 0,01 (zweiseitig) signifikant.
* Die Korrelation ist auf dem Niveau von 0,05 (zweiseitig) signifikant.

Ebenso vielsagend ist dann das Verhältnis zur *Staatsangehörigkeit*: Die HSG prämiert scheinbar auf der Bachelor-Stufe, in Abschlussnoten gemessen, deutsche Staatsangehörige eher als Schweizer – und »überregionale« Studenten noch mehr als »regionale«. Dies erstaunt aber deshalb nicht, weil hier bei diesen beiden Indikatoren eine ungemein starke Beziehung zum *Bildungshintergrund* vorhanden ist, einem Faktor, der wie schon im Assessmentjahr deutlich auf den Studienerfolg durchschlägt. Allerdings ist dieser Befund insofern interpretationsbedürftig, als die Tatsache, dass trotz der »Bildungsselektivität« im Assessmentjahr die Zusammenhänge identisch stark ausfallen, dieser Grösse eine noch stärkere Bedeutung beimisst – das Bachelor-Studium schreibt diese Selektivität auf einer höheren Stufe offenbar strikt weiter.

Dass hier *soziale Faktoren* eine bedeutsame Rolle spielen, wird auch beim Vergleich der Einflüsse der *elterlichen Berufe* klar. Während im Assessmentjahr noch beide Grössen, der gehobene Beruf des Vaters und der Mutter, einen immerhin signifikanten Einfluss auf die Studienperformanz aufgewiesen hatten, wird im Bachelor-Studium nur noch der Beruf der *Mutter* ausschlaggebend – die Träger stark diskriminanter Merkmale des väterlichen Berufes sind im Assessmentjahr bereits »durchgesiebt« worden, die Bedeutung eines gehobenen Berufes der Mutter akzentuiert den Einfluss der sozialen Herkunft auf den Studienerfolg noch stärker.

Und auch bei der *schulischen Performanz* sind Verschiebungen erkennbar: Die Matura-Abschlussnote ist für den Studienerfolg auf der Bachelor-Stufe wie für das Bestehen des Assessmentjahres gleich bedeutend, das Abschneiden beim Abitur, im Assessmentjahr aufgrund der Vorselektion der ausländischen Studenten noch kein überaus starkes Distinktionsmerkmal, wird auf Bachelor-Niveau ein massiver Prädiktor für den Studienerfolg – ein weiterer Beleg für die Prämierung der deutschen Studenten an der HSG, die schon im Assessmentjahr vor allem durch ihre hervorragenden Noten auffallen.

Einen letzten Hinweis auf die Einflussfaktoren des Studienerfolgs bilden die *Lebensumstände während des Studiums*. Hier zeigt sich, im Einklang mit unseren anfänglichen Hypothesen, dass die *Präsenz vor Ort* einen stark positiv signifikanten Zusammenhang mit dem Studienerfolg aufweist, und auch das typisch *»studentische« Wohnen* einen noch deutlicheren Einfluss ausübt als im Assessmentjahr – der »Campus« ist hier immer präsent. Auch wenn der Umfang der – nun häufig studienbezogenen – *Erwerbstätigkeit* als Prädiktor schwächer ausfällt und die im Bachelor-Studium kaum mehr diskriminierende, weil durchgängige Beteiligung der Eltern an den Haushaltsaufwendungen in ihrer Wirkung nachlässt: Der zur Verfügung stehende Betrag als Indikator weist auf eine echte »Förderung« des Studienerfolgs hin.

Im Übergang zum *Master-Studium* zeigen sich dann aber genau jene Abschwächungen der beschriebenen Zusammenhänge, die den »Bachelor« tatsächlich zum *paradigmatischen Typus* der HSG-Klientel werden lassen (Tabelle 17) – man sieht einen Rückgang fast aller zentralen statistischen Zusammenhänge, es erhöht sich nur die Signifikanzen beim Lebensalter, der Bildung der Mutter und dem finanziellen Verfügungsrahmen. Dennoch bleibt auch hier das *Muster* bestehen: Bei den Mastern prämiert die HSG erstens die Jungen, die Deutschen und die Akademikerkinder, zweitens die Leistungsstarken, die Kurzzeitstudenten und Auslandserfahrenen, drittens die »campusnahen« und zuletzt Studenten mit weniger Berufserfahrung, geringerer Nebenerwerbstätigkeit und höherer finanzieller Unterstützung – also ein immer noch ausgesprochen deutliches *soziales Profil*.

Tabelle 17: Bachelor-Absolventen und Master-Absolventen – Faktoren des Studienerfolgs

Bachelor-Absolventen 2011/2012	Note Bachelor
Geschlecht	,095*
Alter	-,167**
Muttersprache	-,111**
Staatsangehörigkeit	,239**
Note Matura	,366**
Note Abitur	,419**
Bildung Vater	,158**
Bildung Mutter	,141**
Entfernung Heimatort	,200**
Berufserfahrung	-,097**
Studium Assessment HSG	,004
Note Assessment HSG	,638**
Studienschwerpunkt	,073*
Semester	-,153**
Semester Ausland	,334**
Praktikum Ausland	,032
Wohnort	,118**
Wohnzusammenhang	,098**
Wohngelegenheit	,153**
Erwerbstätigkeit Umfang	-,163**
Beteiligung Eltern	,089*
Betrag zur Verfügung	,081*

Master-Absolventen 2011/2012	Note Master
Geschlecht	,010
Alter	-,210**
Muttersprache	-,103*
Staatsangehörigkeit	,133**
Note Matura	,304**
Note Abitur	,270**
Bildung Vater	,099*
Bildung Mutter	,180**
Entfernung Heimatort	,110**
Berufserfahrung	-,054
Studium Bachelor HSG	,029
Note Bachelor CH	,499**
Studienschwerpunkt	,003
Semester	-,139**
Semester Ausland	,318**
Praktikum Ausland	,129**
Wohnort	,116**
Wohnzusammenhang	,060
Wohngelegenheit	,079
Erwerbstätigkeit Umfang	-,120**
Beteiligung Eltern	,103*
Betrag zur Verfügung	,102*

** Die Korrelation ist auf dem Niveau von 0,01 (zweiseitig) signifikant.
* Die Korrelation ist auf dem Niveau von 0,05 (zweiseitig) signifikant.

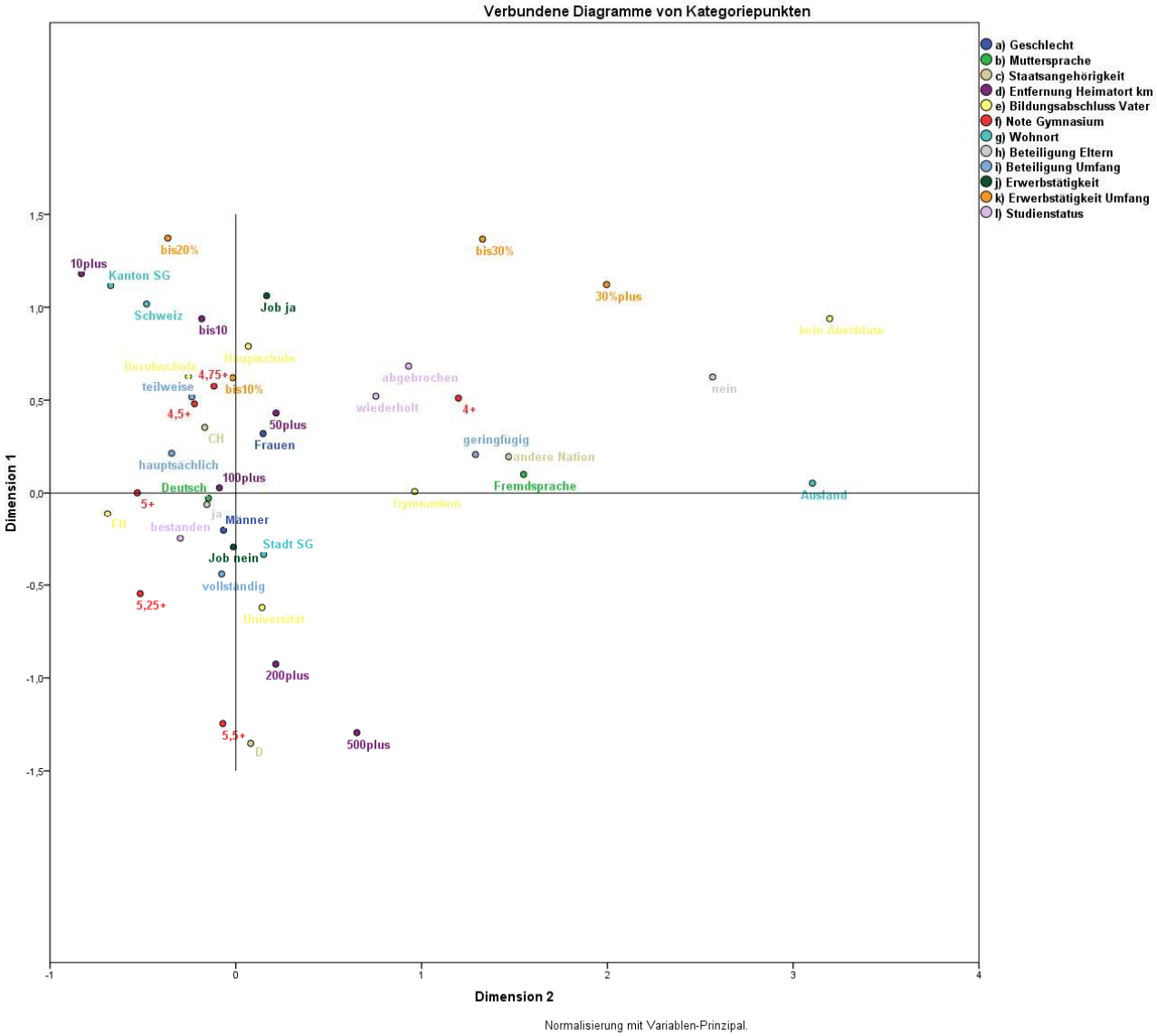
Diese Ergebnisse lassen tatsächlich die Umrisse eines »zentralen« Publikums der HSG stärker hervortreten, eines »Kerns« der Voraussetzungen der Studierenden und der Anforderungen der Universität, einer spezifischen, durchweg sozial gefärbten »Nähe« von Individuum und Institution, die gleichzeitig auch eine räumliche Nähe beinhaltet, die Nähe zum »Campus«. Diese Struktur von Distanz und Nähe zum »Zentrum« der HSG lässt sich in einem letzten Analyseschritt weiter scharf stellen.

Die Struktur des »Campus«: Ein Feld sozialer Abstände

Einer Interpretation statistischer Beziehungen fehlt meist jene Anschaulichkeit, mit der uns die eigene Erfahrung versorgt, ohne ihrerseits mehr als unstrukturierte Bilder hervorzubringen. Es besteht allerdings mit dem Verfahren der Multiplen Korrespondenzanalyse (MCA) die Möglichkeit einer zweidimensionalen Visualisierung der uns hier interessierenden Zusammenhänge, bei der die statistischen Diskriminationsmasse von Variablen zueinander berechnet und graphisch aufgetragen werden. Geht man in dieser Weise vor, zeigt sich ein »Feld« von Abständen, das weit instruktiver ist als jede tabellarische Darstellung und schon für die sozialräumliche Struktur der Studentenschaft im Assessmentjahr weiterführende Ergebnisse liefern kann.

Wenn man die sich aus den bivariaten Zusammenhängen ergebenden potentiellen Einflussfaktoren auf den Studienerfolg im Assessmentjahr in eine solche Form bringt, entsteht in der Tat ein anschauliches Bild (Graphik 5). Eine erste Feststellung drängt sich dabei geradezu auf: Die gedachte Interpolationslinie für den *Studienerfolg* – bestanden, wiederholt, abgebrochen – verläuft, ähnlich wie die schulische Leistungsperformanz, mehr oder weniger parallel zu einem absinkenden Bildungshintergrund.

Graphik 5: Assessment-Studenten 2011/2012 – Multiple Korrespondenzanalyse



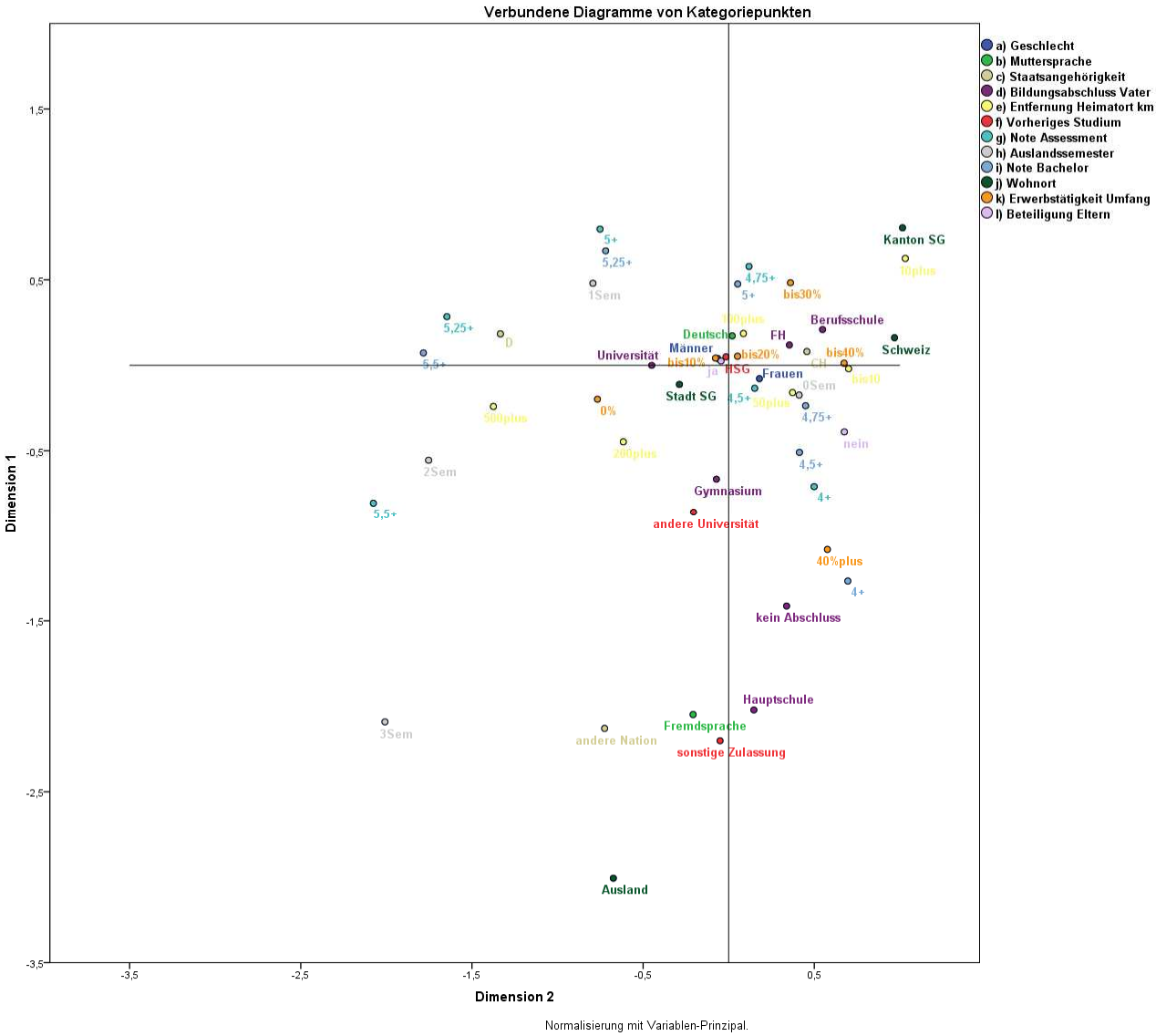
Eine zweite Feststellung ist ebenso unabweisbar: Unvorteilhafte *materielle Lebensverhältnisse*, also die Tatsache der Erwerbstätigkeit, ein steigender Umfang an Nebentätigkeiten und eine abnehmende finanzielle Beteiligung der Eltern gruppieren sich zusammen mit den Indikatoren für einen *Misserfolg* sämtlich in der oberen Hälfte der horizontalen Trägheitsachse, mit zusätzlich den Handicaps der nicht-schweizerischen und nicht-deutschen Staatsbürgerschaft, der Fremdsprachigkeit, des Wohnens im angrenzenden Ausland und, tendenziell, des weiblichen Geschlechts – wenn man durch die beiden Kategorienpunkte der Tatsache einer Erwerbstätigkeit und der Fremdsprachigkeit eine Diagonale zieht, zeigt sich jenseits dieser Linie die mit Abstand verwundbarste Population im Assessmentjahr.

Gleichzeitig sehen wir, wie vermutet, eine Gruppe von Studierenden, deren Merkmale sich folgendermassen charakterisieren lassen: relative Nähe des Heimatortes, Wohnort ausserhalb der Stadt St. Gallen, geringfügige Erwerbstätigkeit, keine umfassende Unterstützung durch die Eltern, schweizerische Staatsbürgerschaft, schwächerer Bildungshintergrund und nur mittlere schulische Performanz – genau diejenige Population, bei der von einer eher *geringen Integration* in den Campus auszugehen ist.

Und schliesslich, so die letzte Feststellung, zeigt sich eine HSG-Kientel, die aus Deutschland zum Teil weit her kommt, tendenziell männlich ist, einem Akademikerhaushalt entstammt, ausgesprochen gute schulische Leistungen aufweist, keiner Erwerbstätigkeit nachgeht, vollständig von den Eltern unterstützt wird und in der Stadt, in der Nähe des »Campus« wohnt – das »*Zentrum« der Studentenschaft* im Assessmentjahr ist, zieht man einen Kreis um die Kategorie »bestanden«, schwerpunktmässig hier zu verorten, selbst wenn dabei die deutsche Staatsbürgerschaft insgesamt etwas zurücktritt.

Dieses Muster wiederholt sich mit geringen Abweichungen auch im *Bachelor-Studium* (Graphik 6): Die Frauen sind zwar näher an ein »Zentrum« gerückt, das ganz klar von HSG-Absolventen dominiert wird, und auch die Erwerbstätigkeit steigt dort leicht an.

Graphik 6: Bachelor-Absolventen 2011/2012 – Multiple Korrespondenzanalyse



Aber erneut sehen wir eine Häufung von positiven Merkmalen bei den Akademikerkindern, unter anderem: keine Erwerbstätigkeit und gute Abschlussnoten. Und bei insgesamt starker Leistungskontinuität zwischen Assessmentjahr und Bachelor-Studium schaltet sich erkennbar ein weiteres »Privileg« ein: Die zunehmende Zahl von Auslandssemestern steht nicht nur mit der Performanz im Studium in enger Beziehung, sondern auch mit einem akademischen Bildungshintergrund – und dieser, wie schon zuvor, mit dem Wohnen in der Stadt.

Bei den *Master-Absolventen* schliesslich schieben sich die Kategorienpunkte weiter zusammen, die HSG als Ort des vorherigen Studiums rückt etwas aus dem Zentrum, die Frauen noch näher hinein. Doch wiederum haben wir hier bei Studierenden aus Akademikerhaushalten eine Häufung positiver Merkmale: nur leichte Erwerbstätigkeit, tendenziell mit Bezug zum Studium, Unterstützung der Eltern, eine abnehmende Studiendauer bei zunehmender Zahl von Auslandssemestern und besten Abschlussnoten – während die im gegenüberliegenden Quadranten versammelte Population einen bescheidenen Bildungshintergrund aufweist, deutlich mehr arbeitet, länger studiert, nicht ins Ausland geht, höchstens im Kanton St. Gallen wohnt und schwächere Abschlussnoten erzielt.

Insgesamt werden also entlang der Trägheitsachsen dieser multivariaten Darstellungen überaus deutlich *soziale Abstände* beschrieben, die zudem eine *geographische* wie auch *materielle* Dimension besitzen und dazu die faktische *Heterogenität* der HSG-Studentenschaft bei relativer *Homogenität* eines um die Achsenschnittpunkte gruppierten »Kerns« zeigen – mit deutlicher Nähe zum Ort der studentischen »Sozialisation« selbst, zur Stadt und zum »Campus«.

Wenn wir diese Befunde Ernst nehmen, stellt sich erneut die Frage, ob nicht diese verschiedenen Herkunftsmilieus bei ihrer deutlich diskrepanten Bewältigung der »Herausforderung HSG« durch die Institution selbst unterschiedlich prämiert werden, ob also nicht nur eine »Milieufindung« an der Universität mit ihren quasi-natürlichen Mustern des Einvernehmens den Studienalltag prägt, sondern die Institution HSG selbst mit einer gewissen Homogenität ihrer auch *sozialen Erwartungen* ein spezifisches »Milieu« für die »Marktgängigkeit« bestimmter Merkmale der Studenten zur Verfügung stellt, bestimmte Konventionen und »Haltungen« einfordert, eine »Passform« vorgibt, der nur von gewissen Segmenten der Studentenschaft »innerlich« wie »äusserlich« entsprochen werden kann. Als Ausblick auf eine Ethnographie dieser *konkreten Vermittlungsprozesse* ist deshalb eine kurze Skizze der *Phänomene* hilfreich, die den Studienalltag der HSG und ihr »studentisches Leben« von anderen Institutionen des höheren Bildungswesens bisweilen massiv unterscheiden lassen.

6 Konvention und Kollusion: Eine ethnologische Skizze zum »Milieu« der HSG

Eine vorläufige »Phänomenologie« des »Campus« der HSG mit seinen ganz spezifischen Ausprägungen, also eine zunächst weniger ethnographisch als *ethnologisch* verfahrende Annäherung an das Phänomen HSG, kann seine Evidenzen selbstverständlich nur komparativ, innerhalb eines Koordinatensystems von »lebensweltlichen« Formationen schöpfen, die mit der Tatsache »Hochschulstudium« verbunden sind. In dieser Hinsicht besteht an der Universität St. Gallen sicher ein grosser Überschneidungsbereich mit dem Erscheinungsbild der Studiengänge wirtschaftswissenschaftlicher Ausrichtungen auch in der übrigen Schweiz: Nicht nur der soziale Hintergrund der Studierenden ist dort, wie sämtliche statistischen Befunde zeigen, ein deutlich anderer als etwa in den Geisteswissenschaften, sondern sicher auch ihre vestimentären Konventionen, ihre Umgangsformen, ihre *habituelle Form*. Allerdings scheint die in St. Gallen selbst häufig postulierte »Andersartigkeit« in dieser Hinsicht, und jenseits der offiziellen Verlautbarungen, noch sehr viel akzentuierter – die HSG ist hier in der Tat etwas »Besonderes«.

Ein »besonderes« Milieu: Erscheinungsformen des studentischen Lebens

Wenn man sich den »Typus« der Studenten in den betriebswirtschaftlichen oder juristischen Studiengängen ganz allgemein ansieht, dann fallen einige deutliche Unterschiede zu anderen Fakultäten direkt ins Auge. Das beginnt schon mit dem *Bekleidungsstil*: Er ist innerhalb einer nur schmalen Bandbreite von Abweichungen genau durch die *Vermeidung* von Abweichungen charakterisiert und in diesem Sinne hochgradig »konventionell«. Selbst wenn man die dissidente Konventionalität der vestimentären Codes in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Studiengängen nicht bestreiten will, fällt hier doch auf, dass sich die »individuelle« Aussendarstellung bei »offiziellen« Anlässen – mit Anzügen und Hosenanzügen – stark an Bildern orientiert, die dem späteren Berufsalltag entlehnt sind und insofern einen *Vorgriff* auf die dort herrschenden Konventionen bedeutet, während das Studium in anderen Fakultäten auch diesbezüglich als eine Art »soziales Moratorium« aufgefasst wird.

Die HSG stellt in dieser Hinsicht einen »Idealtypus« vor: Die Kleidung der Studenten reicht zwar von kalkulierten Abweichungen in den Bereich der »Jugendkultur« mit Turnschuhen und Jeans bis zu ebenso »jugendlichen« Erscheinungsformen vermeintlich grossbürgerlicher Kleidungsstile, Polo-Hemden, Bootsschuhe, Pilotenbrillen und nackenlange Frisuren, bleibt aber gerade dabei hoch konventionell. Gleichzeitig sieht man eine massive *Femininisierung* der Escheinungsformen bei den Studentinnen, erkennbare Übertretungen des impliziten Kodex liegen offenbar ausserhalb der Möglichkeiten, mehr noch: Die Betonung des »Femininen« geschieht bisweilen – wenn nicht alles täuscht gerade bei Studentinnen aus einfacheren Verhältnissen und dort insbesondere bei Frauen mit Migrationshintergrund – in einem Umfang, der von einer regelrechten »Sexualisierung« des Erscheinungsbildes sprechen lässt.

Sollte diese Art der vestimentären Selbstdarstellung an der HSG nur stärker als in vergleichbaren Institutionen ausgeprägt sein, dann kommt einer weiteren Erscheinungsform des studentischen Lebens sicher grössere Bedeutung für die unbestreitbare »Besonderheit« des Campus zu: Es ist die Verbindung von in stark »verschulten« Studiengängen notwendig massiver Regulierung der studentischen *Lebensrhythmen* und einem bei der bestehenden Kleinräumigkeit sozial hochgradig verdichteten *Freizeitverhalten*, die an den tendenziellen Effekt der *Kasernierung* etwa in den französischen Elitehochschulen erinnert – für die *sichtbarste* und deshalb auch dominante Population der Studentenschaft, nämlich jene, die dem »Campus« allein schon aufgrund ihrer *Präsenz vor Ort* ihren Stempel aufdrückt, entsteht hier ein sozialisatorischer Kontext, der die HSG tatsächlich in die Nähe anderer »exklusiver« Lehranstalten rückt.

Gerade der »Ausgang« scheint hier nicht nur ein entscheidendes Moment Differenzierung und Segregation, bei dem die nicht ortsansässigen, und das heisst nach allen vorgängigen Befunden: sozial schwächer aufgestellten Studenten keine »Akkulturationsgewinne« erzielen können, sondern trägt gerade bei der *dominanten* Population zur »Milieufindung« und *Milieubildung* bei – schon die Einschätzung, dass die »besten Parties« vom »Ausländerclub« veranstaltet werden, betont den »stilbildenden« Effekt dieser dominanten Fraktion der Studentenschaft und stellt die Kombination von »Pauken« und »Feiern« als ein durchaus typisches, an anderen Elite-Universitäten ebenso prägnantes Merkmal heraus, bei dem der sozial konventionalisierte Exzess mit der institutionell geregelten Disziplin eine »erzieherische« Verbindung eingeht.

Schliesslich, und hier spitzen sich die Parallelen zu anderen Elite-Universitäten zu, ist an der HSG ein ausgesprochen reges »kommensuales« Leben vorhanden, das in seinen sozialisatorischen, aber auch segregierenden Wirkungen kaum unterschätzt werden kann: Die Mitgliedschaft in Clubs, Verbindungen, das »ehrenamtliche« Engagement, die Vertretung in der Studentenschaft, die Teilnahme an Komitees, Wettbewerben, Symposien, all das gehört zu den subtilen Prägungen des Studienalltags mit seinen spezifischen kommunikativen Strukturen und Prozessen, die konventionell »passende« wie handlungspraktisch akzentuierte, mehr oder weniger stillschweigende *Beziehungen des Einvernehmens* untereinander und mit der *Institution*, ihrem Selbstverständnis und ihren »Zielen« hervorbringen – eine »Kollusion«, die der Konvention ebenso vorgelagert war, wie sie ihr nun *nachgelagert* erscheint.

Gerade hier ist vielfältiges Material für eine echt *ethnographische* Forschung zu gewinnen. Insbesondere die ganz besondere, mit enormer kollektiver Energie aufgeladene *Rhythmisierung* des akademischen Jahres durch »Grossereignisse« wie das St. Gallen Symposium oder »Challenge the Best«, den *dies academicus*, die Alumni-Treffen, die Vorträge von internationalen Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft garantieren – wie umgekehrt die festen Treffen oder besonderen Anlässe der Vereine und Verbindungen, in der Stadt der wöchentlich Ausgang ab »Meeting Point« oder die grosse »Bad Taste Party« des »Ausländerclubs« – die wiederkehrende Aktualisierung einer kollektiven »Efferveszenz«, der einvernehmlichen Erregung, die dem »Stamm« HSG seine vergemeinschaftenden Kräfte zuführt.

Die *positiven Wirkungen* dieser spezifischen Konstellation, die Fähigkeit einer *permanenten Mobilisierung* menschlicher Energien nicht nur für das Studium selbst, sondern für die *Institution* und die Möglichkeit der *Teilhabe* an ihr, dessen, was im Selbstbild der HSG dann als »Motivation«, »Engagement« und »Leistungsbereitschaft« in einem »inspirierenden Umfeld« beschrieben wird, sind in der Tat nicht von der Hand zu weisen und machen die Universität St. Gallen auch in dieser Hinsicht zu einer ganz »besonderen« Einrichtung. Wir haben allerdings gesehen, dass hier letztlich keine »Generalmobilmachung« stattfindet, sondern diese Effekte nur einen bestimmten Teil der Studentenschaft, jedenfalls in einem Ausmass erreichen, das den »eigentlichen« normativen Standard der HSG zu erfüllen in der Lage ist – schon die Regionalvereinigungen an der HSG reichen schwerlich an diesen Standard heran, und für die formal nur über die Matrikelnummer an die Institution, die anderweitig gebundenen, für die im engeren geographischen Umfeld verankerten, aber *sozial* weiter »entfernten« Studenten wird diese »positive« Konstellation häufig zum Problem.

Assonanzen und Dissonanzen: Die gespürte und die vermittelte »Passform«

Wenn unser Ausgangspunkt die Feststellung einer deutlichen sozialen Selektivität im Assessmentjahr gewesen ist, die dann in weiteren Analyseschritten zu einigen Befunden über die soziale Heterogenität der Studentenschaft und Homogenisierungstendenzen im Verlauf des Studiums – nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem Ausmass der Integration der Studierenden auf dem »Campus« – geführt hat, dann sind doch die *konkreten Prozesse* dieser Vermittlungsleistung nur schwer zu beschreiben. Klar scheint zwar, dass allein die akademischen Leistungen die »Performanz« im universitären Kontext nicht bedingen, sondern dazu mindestens auch Auftreten, Eloquenz, Selbstsicherheit, eine spezifische »Haltung« gehören, die von allen Einflussfaktoren am wenigsten bewusst gesteuert werden kann, sondern ständiges *Ergebnis eines »sozialen Erbes«* ist, das hemmend oder fördernd in den gesamten Komplex des Bildungserwerbs und der Berufsfindung eingreift. Was genau in dieser »black box« geschieht, die Vermutung, dass gerade auch am Campus mit seinen Institutionen eine *»Auslese« bestimmter »Einstellungen«* erfolgt und hier geschlechtsspezifische und soziale Handicaps verstärkt werden, lässt sich allerdings zunächst nur vom *Ergebnis* her eingrenzen.

Schon die oben kurz angesprochenen Ergebnisse aus drei Wellen von Befragungen der Assessment-Studenten nach den ersten Monaten des Studieneintritts weisen auf diesen »inneren« Problemzusammenhang hin. Die entscheidenden Fragen galten dabei einer Beschreibung der neuen Lebenssituation, auch im Hinblick auf die Integration auf dem Campus und der »HSG-Kultur« als möglicherweise besonderer Erfahrung. Eine erste Durchsicht der Antworten zeigt bereits hier ein Bild, das die Vermutungen im Anschluss an unsere vorgängigen Befragungsdaten weitgehend bestätigt: Die *»Herausforderungen«* der HSG – Selbstorganisation, Selbstdisziplin, Lernstoff – werden von den »Bildungserben« durchweg positiv »angenommen«, bei den »Bildungsaufsteigern« sieht man eine Spannung zwischen Bewunderung und Einschüchterung, die *Integration* der regional verankerten Studentinnen und Studenten aus »bescheideneren« Verhältnissen »gelingt« entweder nicht oder wird gar nicht erst nicht angestrebt, während die »Erben« damit offenbar überhaupt keine Schwierigkeiten haben, bei der Frage nach dem *Charakter der »HSG-Kultur«* antworten die Studenten aus bildungsnahen Elternhäusern kritisch-souverän, Befragte aus einfachen Verhältnissen erneut mit einer Mischung aus Faszination und »moralischer« Enttäuschung, die besonders bei den Studentinnen aus der Umgebung durchscheint.

Genau über diese »inneren« Anforderungen, diese *persönlichen Motivationslagen* und *sozialen Konstellationen* an der HSG zu Beginn des Studiums ist im Rahmen des vom Rektorat geförderten Frauenberichts dann versucht worden, durch *narrative Interviews* Näheres in Erfahrung zu bringen. Es ist selbstverständlich, dass die Lektüre dieser Interviews eine Fülle von Eindrücken hinterlässt, die auf der einen Seite hochspezifisch erscheinen. Auf der anderen Seite ist davon auszugehen, dass gewisse wiederkehrende Beschreibungen als konstitutiv für die Wahrnehmung und Verarbeitung des Studienbeginns an der HSG gelten können – es sind hier gewisse typische »Verdichtungen« erkennbar, die den Zweck einer solchen qualitativen Herangehensweise erst rechtfertigen. Selbst wenn man davon ausgehen kann, dass dabei auch »Kolportage«, die persönlich gespiegelte Wiedergabe dominanter »Erzählungen« hineinspielen, bestätigt sich die die Vermutung, dass diese Wahrnehmungen bei – im Verhältnis – unterprivilegierten Gruppen, also Frauen und Studenten aus »einfacheren« Verhältnissen, besonders nachdrücklich ausfallen und hier deshalb die »HSG-Kultur« – selbst in ihren Überhöhungen – besonders »realistisch« widergespiegelt wird. Als Ergebnisse der Interviews lassen sich vor diesem Hintergrund einige zentrale Feststellungen treffen.

Obwohl der Fokus der Interviews angesichts der Verwaltungszahlen und Befragungsergebnisse zur Assessment-Stufe vor allem auf Frauen und ihre möglichen Probleme beim Studieneinstieg gerichtet war, hat sich bei der Analyse gezeigt, dass gerade auch im Vergleich bei allen, nicht nur den geschlechtsspezifischen Einträgen der Surveys zur »HSG-Kultur« eine augenfällige *Schnittmenge der Problemartikulation* existiert. Ständig wiederkehrende Themen sind dabei vor allem die Struktur des Lehrbetriebs und ihre expliziten oder impliziten »Botschaften« und die Frage des innerhalb studentischer Gruppenzusammenhänge oft hoch differenzierend ausgelegten Selbstverständnisses von »Zugehörigkeit«.

Durchgängig ist den Interviews zu entnehmen, dass das *»Pauken«*, wenigstens im Assessmentjahr, als dominanter Zug des Studiums erfahren wird und dabei offenbar enormer innerer Druck im Hinblick auf den künftigen Studienerfolg entsteht, an dem im Übrigen das Anforderungsprofil der Institution selbst einen gewissen Anteil hat: »Das Assessmentjahr erfordert von Ihnen hohe Motivation, grosse Leistungsbereitschaft und eigenständige Studienleistung bei hohem Arbeitstempo«. Die lebensweltliche Vermittlung dieses »Leitbildes« bereitet allerdings gerade den Studentinnen oft massive Schwierigkeiten. Ausserdem gehört die immer wieder explizierte *Wettbewerbssituation* zwischen den Studenten im Assessmentjahr zu den einschneidenden Erfahrungen, mit der viele Studienanfänger Schwierigkeiten haben.

Verschärft wird dieser Eindruck offensichtlich auch durch Faktoren, die einen genuinen, sozial – und national – differenzierenden »landscape« auf dem Campus, in Studium und Freizeit bedingen: Ganz deutlich wird nicht nur in den Interviews, sondern auch bei den Einträgen zur »HSG-Kultur«, dass es erstens, trotz des Bildes einer multilingualen Schweiz, selbst zwischen Einheimischen enorme kulturelle, am schlichtesten als »Sprachbarrieren« gefasste Unterschiede gibt, dass aber zweitens – und vor allem – eine Art dominantes »setting«, ein *Gravitationszentrum* der definitorischen Bezugnahme existiert, die sich auf eine selbsternannte zukünftige »Elite« der Wirtschaftslenker aus gutem Hause richtet. Die Anspielungen auf dieses »inoffizielle« Selbstbild der an der HSG dominierenden Gruppen sind derart zahlreich, dass hier von zum Teil massiven sozialen Dissonanzen ausgegangen werden muss. Wenn man gleichzeitig sieht, dass sich die institutionellen Integrationsleistungen der HSG vor allem auf dieses studentische Segment beziehen – das Engagement in studentischen Organisationen steigt etwa im Bachelor-Programm bei Studierenden, deren Vater »nur« über eine Berufsausbildung verfügt, von 32 Prozent bis zu den engagierten Akademikerkindern auf 68 Prozent an – ist diese »gefühlte« Exklusion sicher nachvollziehbar.

Die Auswertung der narrativen Interviews zeigt hier, auch im Abgleich mit den Befragungsdaten an der HSG, ein sehr *konsistentes Muster.* Der Grundzug fast aller schriftlichen und mündlichen Stellungnahmen zu diesem Problemkomplex geht dahin, die HSG als genau das zu erfahren, was die Institution selbst, mehr oder weniger explizit, den Studieneinsteigern versucht zu vermitteln: Das Lernen, »Druck« auszuhalten und deshalb etwas »Besonderes« zu sein oder an der HSG zu werden, wird hier erstaunlich ungefiltert als Kontext der eigenen Erfahrung reproduziert. Dass es dabei auch »Verlierer« gibt, ist in dieser Perspektive unvermeidlich. Wie solche Erfahrungen des »Scheiterns«, auch des »Ausstiegs« reflektiert werden, wie der sehr unterschiedliche Umgang mit der »Herausforderung HSG« überhaupt erfolgt, ist in den geführten Interviews mit Assessment-Studentinnen oft sehr gut zu sehen.

Während die Erfahrungen mit dem Studieneinstieg alle sehr ähnlich verlaufen und die oben genannten Besonderheiten durchweg zum Ausdruck bringen, zeigen die Interviews auf den ersten Blick sehr heterogene Einstellungen zum Studium. Zwar haben wir eine Gruppe von Gesprächspartnerinnen, die eine ganz spezifische Erfahrung verbindet: Das Scheitern im Assessmentjahr und einen darauf folgenden endgültigen Bruch mit Ambitionen, die an der HSG zu verwirklichen waren. Aber schon hier sind unterschiedliche Verarbeitungsstrategien deutlich, die ganz offensichtlich mit *spezifischen Möglichkeitshorizonten* zu tun haben, über die man aufgrund vor allem sozialer Konstellationen verfügen kann: Der »Abschied« von der HSG fällt Frauen aus »besseren Verhältnissen« leichter, es sind andere Optionen vorhanden, die »Tragik« des Scheiterns wird ganz anders eingestuft – »nicht genug gelernt« zu haben ist zwar fester Bestandteil aller retrospektiven Ursachenforschung, die »moralische« Dimension dieses »Problems« tritt hier aber stark in den Hintergrund.

Wenn man daneben die Studieneinsteigerinnen stellt, bei denen mit zehn Interviews eine ganz vielgestaltige Ausgangskonstellation, der sozialen Herkunft, ihrer Dispositionen und Ambitionen vorhanden ist, dann wird einmal mehr deutlich, dass die »Schwierigkeiten« im Assessmentjahr vor allem Studentinnen betreffen, die aus »einfacheren« Familien stammen – also eindeutig *soziale Unterschiede* der Bewältigung des Studieneinstiegs vorhanden sind. Grundsätzlich sieht man, gerade auch im Vergleich mit Befragten aus »besseren« Verhältnissen, dass der gesamte Komplex von Lernen und Freizeit, sozialen Kontakten und studentischem Engagement problematischer gesehen wird: Die »Integration« an der HSG ist erkennbar geringer, die Bindungen in der Region sind stark, ausserhalb des Campus angesiedelt, wie schon Auszüge aus der offenen Assessment-Befragung zeigen (»Man ist nur einer von den vielen, der auch in der Masse steckt«), vor allem bei den ausländischen Studentinnen und Studenten wird die »neue Erfahrung« dagegen positiv angenommen (»allein leben – eigenständig arbeiten – auswendig lernen – sehr schnell viele neue Freunde – kochen«), das soziale Umfeld wirkt dort eher bedrohlich (»viele Leute, mit denen man nicht gut in Kontakt kommt«), hier fast nebensächlich (»ein paar Snobs, sonst OK«).

Vor allem aber ist auffällig, wie »belastet« oder »unbelastet« die mit dem Studium an der HSG verbundenen *Ambitionen* artikuliert werden: Zwischen einem mehr oder weniger selbstsicheren Umgang mit den Anforderungen der HSG (»Irgendwann war es nur noch eine Kosten-Nutzen-Rechnung«) und der sich häufig selbst hinterfragenden Konfrontation mit einer überfordernden Welt (»Ich habe eigentlich dort schon gehofft, dass ich nicht durch die Prüfungen komme«), zwischen der Option, entweder Medizin zu studieren oder an die HSG zu gehen, und der Vorstellung, mit einem Studiengang wie den »International Affairs« sich den Traum verwirklichen zu können, »viel zu reisen«, zwischen der Verwunderung der Professoreneltern, etwas »in Wirtschaft machen« zu wollen und der Irritation des heimischen Umfeldes, das »an der HSG« zu versuchen, steht ganz offensichtlich eine ganz unterschiedliche soziale Welt

mit ihren spezifischen, nicht nur sozialen, sondern auch psychischen und »moralischen« Abgrenzungen von Möglichkeitshorizonten – die »Problematik HSG« ist hier ganz eindeutig auch eine Problematik der *sozialen Assonanzen und Dissonanzen.*

Ebenso ausser Zweifel stehen auch *geschlechtsspezifische Besonderheiten* bei der Bewältigung des Studieneinstiegs, obwohl hier, nach allem Anschein, soziale Diskrepanzen nur besonders akzentuiert zu Tage treten – das »Geschlecht« stellt sich auch in unserer Untersuchung »nur« als zusätzliche Verschärfung von »Handicaps« dar, die in sehr ähnlicher Weise schon durch soziale Zugehörigkeiten angebahnt sind. Zu dieser Verschärfung gehört offensichtlich, dass der auch in kleinen Dingen des Studienalltags sich aussprechende Konkurrenzdruck vor allem bei Frauen *»moralische« Überforderungen* hervorruft, dass der Wettkampf um »Erfolg« hier als besonders schwerwiegendes Problem empfunden wird. Auf der anderen Seite ergibt sich aus den Interviews ganz deutlich, dass die strikte Atmosphäre des »Paukens«, wenn sie nicht in sozialer Weise eingerahmt ist, Schwierigkeiten bereitet. Gerade für Frauen, heimisch in der Region, mit Kontakten nach Hause, zur Familie, zu früheren Freunden – ist der gewollt individualistische Charakter der Universität weder »praktisch« noch »ideologisch« nachvollziehbar. Hier scheinen sich, fast schon in einem *ethnologischen* Sinn, »kulturelle« Hürden aufzubauen.

Diese »gespürte«, sozial durchsetzte »Passform« zwischen Person und Institution, der man entweder »wie von selbst« entspricht, oder aber sich ihr gegenüber als »unpassend« empfindet, ist sicher einer der Gründe dafür, dass bestimmte Gruppen von Studierenden mit der HSG »innere« Probleme haben, Schwierigkeiten, die, so ist zu vermuten, auch auf die subtilen Prozesse der *institutionellen Akzeptanz* – und damit nicht zuletzt auch auf den »Studienerfolg« – durchgreifen. Denn selbstverständlich besitzt die HSG, wie jede Institution, ein spezifisches »Profil«, nicht nur ein »Selbstbild«, sondern gehorcht einem Komplex expliziter und impliziter, gelebter und vorgelebter *Normen und Konventionen*, die »anzunehmen« und zu »verinnerlichen« offenbar bestimmter Voraussetzungen bedarf. Wie sehen diese Anforderungen aus, wie sieht sich die Institution selbst, wie ihre Studenten, welche Eigenschaften will sie bei ihnen vorhanden, welche gefördert wissen, welche Botschaften gibt sie ihnen mit auf den Weg? Ein breiter qualitativer Zugang hat erste Antworten auf diese Problemstellung ermöglicht.

3 Die Universität: Selbstbilder und Botschaften

Einer der Ausgangspunkte des Projektes war die Vermutung, dass mit dem Eintritt in die Institution HSG eine *»Formierung« von Werten und Einstellungen*, Verhaltensmustern und sozialen Bindungen erfolgt, die nicht nur forcierend und differenzierend auf bestehende Motivationslagen und Kompetenzbestände der Studentenschaft einwirkt, sondern auch in hohem Ausmass das *Selbstverständnis* der Studierenden, ihre »Haltung« und ihr Verhalten prägt. Dazu gehören neben den *»Botschaften« der HSG* und ihrem Selbstbild, der *universitären Lehre* mit ihren materiellen wie inhaltlichen Strukturen und ihren charakteristischen Protagonisten sicher auch eine Reihe institutioneller Momente – Mitgliedschaft in Clubs, Verbindungen, ehrenamtliches Engagement, Teilnahme an Komitees, Wettbewerben, Symposien – und nicht zuletzt die subtilen Prägungen des Studienalltags und »Studentenlebens«.

Allerdings sind in diesem Bedingungsgefüge eben die »Botschaften« der Institution keinesfalls zu unterschätzen. Denn vergleicht man allein den »Auftritt« der HSG im Netz mit der entsprechenden Selbstdarstellung »normaler« Universitäten, fällt schon dabei auf, wie massiv, durchgängig und einheitlich hier der *Sonderstatus* der Institution betont und ihre *institutionelle Identität* vor Augen geführt wird – dass diese forciert vermittelte »Besonderheit« nicht nur zur besonderen Attraktivität der Hochschule beiträgt, sondern auch zu den wesentlichen Motiven der *Verinnerlichung* durch die Studierenden gehört, ist eine der Hypothesen, der im Rahmen des Projektes nachgegangen wurde. Gerade hier spielt aber auch die Vermittlung solcher Botschaften *jenseits* schematischer Verbalisierung und Visualisierung eine bedeutende Rolle: Das Selbstverständnis des Lehrkörpers, die Art der Lehre, die normativen Erwartungen und vorgelebten Konventionen der institutionellen Akteure.

Um sich diesem *Effekt der Institution* zumindest nähern zu können, stand ausreichend empirisches Material zur Verfügung. Auf der einen Seite liessen sich Aspekte des öffentlichen Auftritts der HSG, die Selbstdarstellung im Netz, die Reden offizieller Vertreter an den Graduation Days oder am *Dies academicus*, der Jahresbericht der Universität und eine weitere Vielzahl an Dokumenten inhaltsanalytisch auswerten. Auf der anderen Seite konnten zehn Experteninterviews mit langjährigen Mitgliedern des Lehrkörpers geführt werden, die in oft herausgehobener Position die Universität vertreten haben. Dabei war die Selbstwahrnehmung und Selbstbeschreibung der institutionellen Akteure von zentralem Interesse – die »Eigenheit« der HSG, die besondere Qualität des Studiums, das spezifische Profil der Studenten und die von ihnen erwarteten Kompetenzen.

7 Die Hochschule und ihr »Geist«: Selbstbilder einer »besonderen« Institution

Wenn die »Marke« HSG nicht nur eine besondere Anziehungskraft bei den potentiellen »Kunden« ausübt, sondern die Institution auch mit ihren Botschaften den Rahmen für die Handhabung des »Produkts« vorgibt, wird die eigentliche Universität, ihr *normatives Verständnis* und ihre *performative Praxis*, zu einem entscheidenden Faktor der Problemstellung »HSG-Kultur«. Dabei scheint das Selbstbild der HSG, die für zukünftige Studierende eine oft nicht wirklich konkrete, aber doch möglich scheinende »Verheissung« darstellt, nämlich die Aussicht auf Teilhabe an einem Kosmos, der schliesslich die »Besten« in einem universitären Zweig hervorbringt, aus denen die Geschäftswelt ihre Abgänger rekrutiert, gerade in dieser Hinsicht gewisse Ambivalenzen aufzuweisen.

Die HSG hat seit ihren Anfängen als »Handelsakademie« eine Entwicklung durchlaufen, die sie ab den 1960er Jahren als »Kaderschmiede« des betriebswirtschaftlichen, zwar vornehmlich inländischen Führungsnachwuchses in der Wirtschaft, mit allerdings schon beachtlicher Ausstrahlung im gesamten deutschsprachigen Raum ausweist. Die Eckpfeiler des Prestiges der Hochschule waren dabei ganz unbestritten die »Solidität« der fachlichen Ausbildung und der enge *Bezug zur Praxis*. Seit Ende der 1980er Jahre hat die HSG in dieser Hinsicht aber einen massiven Wandel erlebt: Von der »Handelsakademie« zur »Hochschule« (1989), von der »Hochschule« zur »Universität« (1994). Dieser Wandel ging, parallel zur wachsenden Internationalisierung der schweizerischen Wirtschaft, einher mit einer verstärkten Strategie der *Internationalisierung*, aber auch der *Akademisierung* des universitären Profils – die HSG hat seither nicht nur versucht, sich als internationale »Business School« zu etablieren, sondern auch als bedeutende Institution im Bereich der Wirtschaftswissenschaften.

»Wissenschaft« und »Praxis«: Zwei unterschiedliche Kulturen

Diese Strategie hat zu einem spannungsreichen Selbstverständnis der HSG beigetragen. In den während des Forschungsprojektes geführten Interviews mit Verantwortlichen der HSG wird sehr deutlich, dass wir es mittlerweile mit mindestens zwei »Kulturen« zu tun haben, die sich auf den ersten Blick in einem eher labilen Gleichgewicht befinden: Auf der einen Seite die »alte«, wenn auch mit dem »ganzheitlichen« St. Galler Management-Modell erneuerte »Handelsakademie«, in der stark praxisorientiertes Wissen nicht zuletzt von Persönlichkeiten aus der Praxis vermittelt wird und vermittelt werden soll, die nicht nur im Sinne von »Vorbildern« fungieren, sondern eine wirksame Vernetzung mit den Unternehmen anbahnen – der Schwerpunkt liegt hier, trotz des »holistischen« Ansatzes, auf einem grundsätzlich seriösen, umsetzbaren Handlungswissen, und bei allem internationalen Prestige doch vornehmlich der nationalen Reproduktion von »Führungskadern«. Auf der anderen Seite eine international konkurrenzfähige »Business School« mit höheren akademischen Ansprüchen, die sich in der massiv gestiegenen Bedeutung von Rankings und Akkreditierungen, und der Prämierung von Forschungstätigkeit und Publikationspraxis ausspricht.

Dass diese Veränderungen geradezu zwangsläufig waren, um im gestiegenen »Wettbewerb« der Universitäten bestehen zu können, wird dabei ebenso klar gesehen wie ihr »kulturtransformierender« Charakter – eine inneruniversitäre Entwicklung, die auf *externe Einflüsse* zurückzuführen ist, die aber *interne Verwerfungen* zur Folge hatten.

> Also, ich meine früher hiess es immer und wollten wir sein, das Harvard von Europa. Das war so ein bisschen die Leitvorstellung. Obwohl, in meiner Wahrnehmung war das eher eine etwas losgelöste Phantasie als eine effektive Strategie und eine effektive Politik (…) Das kommt eher eigentlich situativ, aus der Situation, aus dem Entscheiden heraus, wo zum Beispiel, also wenn ich an meine aktive Zeit im Rektorat denke, wo das Thema Ranking sehr, sehr gross geworden ist. Das ist ja noch nicht alt. Das war so etwas, was uns sehr angestachelt hat und wo wir natürlich dann das Gefühl hatten, da müssen wir jetzt auch mitmachen und da müssen wir eigentlich auch die Qualitäten der HSG klar kennzeichnen und markieren und stärken.
>
> Das war eigentlich so, damals waren das so die Wunschvorstellungen der Kollegen, dass die HSG, die, natürlich tatsächlich von der Gründung her, von der Konzeption her, vom Lehrangebot her, vom Selbstverständnis her völlig anders war als eine andere betriebswirtschaftliche Fakultät im deutschsprachigen Raum, und irgendwo zwischen einer deutschen BWL- und einer schweizerischen BWL-Fakultät und einer amerikanischen Business School war. Von der Praxisorientierung her, von der Breite des Angebotes, von, ja, von der Bedeutung der Lehre auch, ich denke an so einer klassischen Fakultät spielt die Lehre eine relativ kleine Rolle. Und an der HSG hat die Lehre immer eine ganz grosse Rolle gespielt. Eigentlich die längste Zeit eine viel grössere als die Forschung. Das hat sich geändert, während meiner Rektoratszeit, dass die Forschung eine unheimliche Bedeutung bekommen hat. Und zwar eine ganz spezielle Art von Forschung, die Grundlagenforschung, die quantitative Grundlagenforschung, die in diese Citation Indizes reingeht. Das war früher, früher haben wir rein pragmatische, angewandte Forschung gemacht. Früher wurden Bücher geschrieben und das Wichtigste war, dass eigentlich, dass es auch in der Praxis verwertbar war. Und in der Weiterbildung verwertbar war. Das waren geschlossene Kreise.
>
> Also die Akkreditierungen sind ins Spiel gekommen, die Rankings sind ins Spiel gekommen. Und dieses Aufkommen der Citation Indices, die ja unter den Wissenschaftlern in der Faculty, also das ist ja atemberaubend, wie das eigentlich zum dominanten Faktor geworden ist und sich auch die klassische HSG-Forschungskultur fast hilflos im Verteidigungskämpfen bewegt. Weil gegenüber diesen messbaren Leistungsindikatoren, die auch international vergleichbar sind, sich die Mobilität vor allem auch auf Fakultätsebene gewaltig verbessert hat, da sind natürlich unsere klassischen Massstäbe und unsere klassischen Ausrichtungen klar unterlegen.
>
> Also da hat, denke ich, die Bologna-Reform vielleicht eher indirekt durch das, was sie mit verursacht hat, einen wichtigen Einfluss gehabt und CEMS, nur weil ich da jetzt eher zufällig darauf gekommen bin, ich denke, das hat für uns tatsächlich eine grosse Rolle gespielt. Dass wir hier von Anfang an eigentlich bei der Gründung dieses doch sehr exklusiven Clubs von Business Schools auf europäischer Ebene mit dabei waren. Und, ich meine, wenn wir uns heute international benchmarken, dann machen wir das mit CEMS.
>
> Ja also, in der VWL werden Wissenschaftler herangezogen und ausgebildet, auch im Selbstverständnis, während bei allen anderen eigentlich Leute für die Praxis ausgebildet werden, in allen anderen (…) Das ist etwas, was sich über die letzten zehn Jahre aus einem internen Entwicklungsprozess der volkswirtschaftlichen Abteilung heraus entwickelt hat. Eigentlich eher zum Leidwesen der Rektorate, die das nie richtig steuern konnten und verändern konnten. Aber hier ist einfach eine Generation von Volkswirten gekommen, die gesagt hat, wir müssen uns an den internationalen Mainstream der VWL andocken. Und da geht es nur noch um Grundlagenforschung, es geht um methodisch anspruchsvolle Forschung, ökonometrische Forschung in der Regel. Und das hat wirklich zu einem kompletten Veränderungsprozess in der volkswirtschaftlichen Abteilung geführt, wo alle Altgedienten pragmatischen VWL-Professoren irgendwann aufgegeben haben und durch neue auch ersetzt wurden, die in eine völlig andere Richtung gegangen sind. Ein völliger Kulturwandel, der mit der HSG an sich gar nicht so viel zu tun hat.
>
> Ehemaliger Prorektor HSG

Dieser »völlige Kulturwandel« hat, wie sich in Analogie zu ethnologischen Befunden über die durch »kolonisatorische« Einwirkungen entstehenden sozialen, intellektuellen und normativen Dissonanzen schön sehen lässt, zu erheblichen Irritationen geführt, die nicht nur das institutionelle, sondern auch »persönliche« Selbstverständnis in Frage stellen.

> Also ich würde sagen, die HSG hat sich schon sehr stark verändert gegenüber früher. Also ich meine, diese Forschungsgruppe oder dass man eben in die Journals gehen soll oder so was, das hat schon extrem überhand genommen an der HSG. Und da habe ich persönlich ein bisschen ein Problem mit. (…) Also mir hat ein junger Kollege, als er hier frisch begonnen hat, hat mir gesagt, hör mal, Kollege, du hast zwar vierzehn Bücher geschrieben, aber es ist nix gegen meinen Artikel XY. Fand ich… Aber ich habe mich da nicht geäussert. [lacht] Aber eben das ist diese, ich finde, wenn man das auf die Spitze treibt. Gut, ich meine, wäre ja auch umgekehrt schlecht, wenn man jetzt einfach sagen würde, wir machen da nicht mit in diesem Betrieb. Man muss da auch mitmachen, aber... Und Praxis, wissen Sie, Praxisbezug in dem Sinne, dass man sagt, Ausgangspunkt jeglicher Forschung und Lehre sind Praxisprobleme. Und wenn dann die Forschung entsprechend gut gemacht ist, wird es auch für die Praxisprobleme irgendwelche Lösungen geben. Aber nicht einfach so.
>
> Ich muss ehrlich sagen, es ist natürlich schon so, es gibt natürlich auch zunehmend mehr Professoren, das hat auch mit der heutigen Ausbildung der Wissenschaftsszene zu tun, die in keiner Art und Weise integriert denken und nur ihr Gebiet kennen. (…) Es ist aber einfach diese Ausdifferenzierung vor allem in der Forschung. Also wenn etwas bestraft wird, ist, wenn jemand ganzheitlich denkt und forscht (…) und Bücher schreibt. Da wird man einfach immer bestraft. (…) Meine Wissenschaft, ich meine, da rümpfen meine Kollegen doch die Nase, das ist doch keine Wissenschaft, was der da produziert.
>
> Es hat immerhin die Möglichkeit hier, weil wir so viele sind, die Professoren so viele sind, da können wir es uns leisten. Wenn sie irgendwie an einer anderen Uni sind, da sind viel weniger Professoren, die können sich das nicht leisten. Wir können es uns leisten, von allem ein bisschen zu haben. Das ist nicht schlecht. Aber ich würde schon für ein bisschen mehr Rücksichtnahme plädieren. Also diese Zwei-Klassen-Gesellschaft, die Forscher und die, die Bücher schreiben. Ich sehe das ja bei den Volkswirten. Da ist das ganz ausgeprägt.
>
> Ehemaliger Rektor HSG

> Auch da spielt natürlich die akademische Konkurrenzstruktur, also diese akademische Wettbewerbskultur eine Rolle. Das ist ja auch bei uns natürlich klar, wenn Sie nicht so oft Journal-Artikel publiziert haben in A- und B-Journals, dann haben sie ein Problem irgendwo, hier an eine obere Stelle zu geraten. Und diese Kultur, die ist schon gegengerichtet zur Praxis (…) Ein ganz konkretes Beispiel. Schauen Sie, ich habe jetzt noch meinen letzten A-Journal-Artikel geschrieben. Ich meine, ich habe ja grössere Pubikationen gehabt, das ist ja noch schwerer, bin Professor geworden. Aber heute ist es so, dass wenn, bis dieser Artikel durchgekommen ist, hat es zweieinhalb Jahre braucht. So ein Wahnsinn, für so eine belanglose Geschichte, mit hoch sophistischen Methoden. Logisch, wir mussten das dann auch überarbeiten und, und, und. Dann musste man wieder warten und dann hat es geheissen, wir nehmen doch nicht. Schauen Sie, für einen, für mich ist das ein Hobby. Ich habe nur gelacht, also manchmal lange geflucht und gelacht. Ist ja ein Wahnsinn, oder? Jetzt müssen Sie sich noch mal einen Jungen vorstellen, der darauf angewiesen ist. (…) Die Jungen, die gehen ständig Risiken ein, verlieren Zeit und am Ende müssen sie Tag und Nacht eigentlich nur noch solche Artikel schreiben. Das ist das Problem. Und wir, hier haben wir generell in der universitären Elitenbildung ein Problem. Weil ich, das habe ich gestern auch diskutiert, wir müssen uns bewusst sein, dass diese ausschliessliche Journal-Ausrichtung, da hat es einen Wissenschaftler an dem Tisch gehabt, der ist ja wirklich weltbekannt als Umweltökonom damals gewesen. Und der sagt, schaut, ich bin eigentlich der Auffassung, in diesen Journal-Artikeln wird so viel Schrott zusammengeschrieben, für den sic h kein Mensch interessiert. Höchstens noch der Referent, der wird es ja lesen. (…) Die lesen sich nur gegenseitig. Die machen heute den Wettbewerb. (…) Wir müssen diese Leute, OK, die muss es auch geben, diese Gletscherspaltenforscher, die Bohrlöcherforscher, die muss es geben, OK. Weil sonst bist du ja nicht mehr dabei, ganz vorne dabei bei diesen hoch sophistischen Forschungsmethoden, aber es braucht auch noch Professoren, die wieder mehr Generalisten und Teacher sind. Und in der Forschung vielleicht auch anwendungsorientierte Forschung machen. Auch einmal ein Buch schreiben. Doch den Jungen ist es heute verboten, ein Buch zu schreiben. Als Professor ein Buch schreiben müssen, ist Zeitverlust, das macht er nicht. Sollte er nicht machen.
>
> Professor HSG

> Dann ist Bologna gekommen, dann ist die Akademisierung gekommen in Richtung A-Journals und ähnliches mehr. Gut, weil ich keine, nicht einmal den Versuch unternommen habe, steht es mir vielleicht, in so einem Journal zu publizieren, steht mir vielleicht die Kritik nicht zu, aber als Privatperson sage ich jetzt, das ist ein fürchterlicher Unfug. (…) Das halte ich für einen völlig falschen Weg. (…)
>
> Ehemaliger Professor HSG

Gleichzeitig beschreiben die Verantwortlichen nicht nur die *Notwendigkeiten*, sondern auch die »Chancen« dieser neuen Konstellation sehr reflektiert. Über die in diesem Zusammenhang immer wieder thematisierte »Generationenfrage« hinaus wird ganz klar gesehen, dass diese beiden Momente der Universität, die eher wissenschaftliche oder eher »praktische« Ausrichtung, im Hinblick auf den Erfolg der »Marke« HSG als *komplementär* einzustufen sind – die HSG, das ist der in fast allen Interviews erkennbare rote Faden, integriert diese gegensätzlich erscheinenden »Kulturen« in einer Art *stillschweigendem Kompromiss*, der ganz pragmatisch funktioniert und deshalb die Institution tatsächlich »ziemlich robust aufgestellt« erscheinen lässt.

Also früher, in den 90er Jahren, war die BWL an der HSG so etwa von der Methodik vergleichbar wie die Volkswirtschaftslehre in den 60er Jahren. Also sehr, sehr viel im Sinne von Surveys, sehr viel im Sinne von Klassifikationssystemen, ja von Schulen usw. Und so ein typisches HSG-BWL-Schaubild, dass man an irgendwelchen fünf Elementen auf einem Blatt Papier, und dann irgendwelche geschwungenen Pfeile, die vom einen ins andere gehen usw. So eine Art Mindmap, würde man heute sagen. Und in der Volkswirtschaftslehre war das damals, in den 90er Jahren waren die ja schon voll in diesen amerikanischen Journals drinnen. Und in der VWL war es damals eine reine Generationenfrage. Und jetzt ist in der BWL keine Generationenfrage, sondern es ist eine Institutsfrage. Je nach dem, wie das Selbstverständnis der Leute ist, wem sie sich zugehörig und verpflichtet fühlen. Ob das die *Scientific Community* ist oder ob das die Praxis ist.

So wie ich auch ein Vertreter davon bin, dass, wenn wer Wirtschaftsethik hat, dann soll er mindestens zwei Pfarrer im Dorf haben, unterschiedlicher Konfession. Und die HSG ist als Ganzes in dieser Auseinandersetzung innerhalb der Wissenschaft, in welche Richtung es gehen soll, eigentlich ziemlich robust aufgestellt. Das können wir nur sagen, weil wir eine gewisse Grösse haben. Also mit der HSG von vor zwanzig Jahren wäre das grössenmässig nicht machbar, wenn man nur einen Wissenschaftler hat, dann kann man den nicht in der Mitte teilen und sagen, die eine Hälfte macht das und die andere macht was anderes. Und zwei sind auch zu wenig, sondern man braucht für zwei Anspruchsgruppen, man braucht zwei Gruppen innerhalb der HSG, die man auch irgendwie mit Gesichtern in Verbindung bringen kann.

Ehemaliger Rektor HSG

Natürlich wissen wir, dass gewisse andere Kollegen sehr stark praxisorientiert sind und nicht publizieren oder kaum publizieren. Aber wir vermeiden es bisher noch, da einen Konflikt entstehen zu lassen. Und das ist so wichtig. Die Kultur wird dadurch geprägt, die Kultur an der HSG ist aus dem Grund viel positiver. Das ist eine Kultur, ja jetzt muss ich aufpassen, weil eben das Ding da auch läuft, das ist eine andere Kultur, sage ich.

Professor HSG

Was diese »andere Kultur« ausmacht, die trotz des massiven externen Drucks der »internationalen Standards« offenbar noch als »eigen«, als »besonders« qualifiziert wird, ist zunächst nicht einfach auszumachen. Bei genauerem Hinsehen schält sich allerdings ein »traditioneller« Grundbestand des institutionellen Selbstverständnisses heraus, das immer wieder die »Geschichte« einer praxisorientierten, und dabei »ganzheitlich« sich verstehenden *Ausbildung* thematisiert, die »akademisch« nur in ihren aktuellen »technischen« Standards sein sollte – es sieht alles danach aus, als ob die Ausbildung als *Menschenbildung* bei diesem Narrativ eine entscheidende Rolle spielte.

Aber ich denke, es sind zwei Dinge passiert. Auch im Zuge der Internationalisierung und infolge von Bologna haben wir uns sehr viel stärker so an die internationalen Standards angelehnt. Während wir früher eigentlich stolz drauf waren, so einen eigenen Weg zu fahren und was Spezielles zu sein, was Anderes zu sein, ist der Druck riesig geworden und er ist auch sehr stark importiert worden, durch neu berufene Faculty, dass wir uns eigentlich an den internationalen Mainstream anpassen mussten. Das war auch in der BWL so und dort heisst es konkret, eigentlich in die Funktionsbereiche rein. Also eine stärkere Funktionsorientierung und eigentlich den totalen Verlust dessen, was uns früher ausgemacht hat. Nämlich die starke General Management-Ausrichtung, also allgemeine Unternehmensführung. Das war eigentlich das, was Hans Ulrich geprägt und gepredigt hat, dass es darum geht, eigentlich holistische, oder was auch immer, jedenfalls Führungskräfte auszubilden, die die verschiedenen funktionalen Probleme im Überblick, im Zusammenhang bearbeiten und beherrschen können. Und wir sind in den letzten Jahren in eine massive Funktionsorientierung reingekommen, die von der Forschungsorientierung her geprägt worden ist, nicht mehr von der Lehre. Sondern jetzt sind die Forscher dominant geworden, die gesagt haben, international sind die Journals und die Sessions in den Academies, die sind so und so organisiert, und wir müssen uns auf die ausrichten.

Das Kontextstudium in St. Gallen ist uralt. Ich weiss ehrlich gesagt gar nicht, woher das ursprünglich kommt. Aber das ist sicher etwas, was entscheidend geprägt wurde durch Hans Ulrich und durch seine Konzeption der Lehre an der HSG. Der ja eigentlich immer sehr klar gesagt und verfochten hat: Es braucht sehr viel mehr, um ein guter Manager oder ein guter Volkswirt zu sein oder ein guter Jurist, als nur betriebswirtschaftliches, volkswirtschaftliches oder juristisches Wissen, es braucht sehr viel Kontextwissen. Und das kam bei ihm, denke ich, eher aus einer sehr starken Verbundenheit mit der Praxis. Und er war ja auch der Meinung eigentlich, dass Nachwuchsforscher und Wissenschaftler nach der, spätestens nach der Promotion in die Praxis gehen sollten für ein paar Jahre, und erst dann wieder zurückkommen sollten an die HSG, um ihre Habilitation hier zu machen. Etwas, was mittlerweile fast vollständig verloren gegangen ist, aufgrund dieser modernen puren Forschungsausrichtung mit sehr starken methodischen und methodologischen Schwerpunkten.

Das ist genau das, genau ein grosses Problem. Und allgemeine Management-Lehre oder allgemeines oder auch General Management wurde in Strategisches Management aufgelöst, was es nie war. Aber, und jetzt ist es interessant, im Herbst beginnt ja ein neuer deutschsprachiger Master in Unternehmensführung, wo jetzt interessanterweise wieder ein breiterer, ein genereller Versuch gemacht wird, ich bin sehr froh drum, dass das gekommen ist, und habe mich da auch sehr dafür eingesetzt.

Ehemaliger Prorektor HSG

Diese rekapitulierte institutionelle Geschichte vermittelt den Eindruck, als gäbe es »unter« der durch strukturelle Verwerfungsprozesse in Gang gesetzten inneruniversitären Entwicklung, der »mitgemachten« Akademisierung und Internationalisierung, einen »Kern« der Identität der HSG, ein *Zentrum des Selbstbildes*, das von diesen Entwicklungen zwar herausgefordert, aber doch nicht wesentlich berührt , zumindest nicht nachhaltig beschädigt wurde – die »Ausbildung von Führungskräften«.

> Da hat die HSG lange Zeit ein Bollwerk sich selber geschaffen, gegen die einseitige Akademisierung, Verwissenschaftlichung, alles für die Wissenschaft, aber auch alles gegen die Verwissenschaftlichung am falschen Ort, die Mathematisierung von Hausverstand, der dann kein Hausverstand mehr ist, und Ähnliches mehr. Ulrich hat dort die Frage gestellt, was sollten wir hier eigentlich tun. Auf's Business übertragen würde man sagen, *what business are we really in*. Eine Antwort war, ja wir bilden Betriebswirtschafter aus. Das haben wir immer gemacht, dafür sind wir geknutet worden. Und im Zuge einer Studienreform machen wir das noch viel besser. Das hätte dann halt eben statt zwei fünf Bilanztheorien bedeutet und mehr Marketing und dies und jenes. Ulrich hat gesagt, ja, das werden wir auch tun müssen, aber, sollten wir nicht überlegen, ob wir nicht Führungskräfte ausbilden sollten. Wird nicht eines Tages der grosse Engpass in der Wirtschaft, werden das nicht nur die Rohstoffe, Kapital etc. sein, die klassischen Produktionsfaktoren, sondern der Führungsfaktor. (…) Ja, da sehe ich eine riesige Verantwortung, denn wir produzieren hier die Führungskräfte, nicht. Weil wir bilden ja nicht gewöhnliche Menschen aus oder zumindest nicht für gewöhnliche Funktionen.
>
> Ehemaliger Professor HSG

Trotz Veränderungen der akademischen »Kultur« haben wir also in bis heute massgeblichen Sektionen der Universität eine Art der »corporate identity«, die *jenseits der Akademisierung* der »Universität« (»OK, die muss es auch geben«), vor allem die »Praxisorientierung« der früheren »Hochschule« thematisiert – und ihre »Besonderheit« nicht nur an der institutionellen Geschichte, sondern auch der *gesellschaftlichen Bedeutung* dieser Hochschule festmacht.

Elemente der *corporate identity*: Erzählungen der »Einmaligkeit«

Bei aller anzunehmenden Heterogenität der »Faculty« werden doch in den Experten-Interviews eine ganze Reihe *verbindender Geschichten* erzählt, in denen die entscheidenden »Alleinstellungsmerkmale« des »Ansatzes«, der institutionellen Position, der Aussenwirkung, der studentischen Klientel artikuliert sind – nicht ohne selbstkritische Einlagerungen, aber doch immer wieder mit der Akzentuierung der »Besonderheit« des »Geistes« der Institution. Dazu gehört auch der Verweis auf die historischen Dimensionen der aktuellen Einzigartigkeit.

> Ja, ich glaube, die HSG, man kann es wahrscheinlich…, es ist schwierig, in einem Satz zu sagen. Es kommt auch so ein bisschen aus welcher Perspektive man es anschaut, oder ob man es jetzt als eine Wirtschafts-Uni anschaut oder als eine Bildungsstätte anschaut oder als ein Unternehmen anschaut (…) Das ist sehr unterschiedlich. Ich glaube, das ist irgendwie schon ziemlich einzigartig, wenn man sie jetzt vergleicht mit einer anderen Universität, wenn man sie vergleicht mit anderen Bildungsinstitutionen. Ich habe das Gefühl, was wirklich (…) oder muss ich vielleicht zurückblenden. Was die HSG wirklich am stärksten verändert hat, das war der Gründer dieses Instituts, nämlich Hans Ulrich. Hans Ulrich war effektiv, das war absolut genial, was er gemacht hat. Diese Art und Weise, dass er eigentlich von der Betriebswirtschaftslehre zur Managementlehre gegangen ist und gesagt hat, es gibt die betriebswirtschaftlichen Funktionen, die man beherrschen muss, das ist etwas ganz anderes. Oder es hat sehr viel auch mit Menschenführung zu tun, aber auch damit zu tun, die Unternehmung in grösserem Kontext zu sehen. Also diese ganzheitliche Sicht der Dinge, ich glaube, dafür steht die HSG schon. Ich glaube, wenn ich sie mit anderen Unis vergleichen müsste, dann würde ich sagen, dieser ganzheitliche Ansatz.
>
> Ehemaliger Rektor HSG
>
> In ganz grossen Sprüngen die Geschichte, also der Bekanntheitsgrad im deutschsprachigen Raum, die HSG war eine Provinzklitsche, verstehen Sie. Das war hier eine lokale Handelsschule zunächst mal. Hat dann 36, glaube ich, das Recht zu promovieren bekommen, war aber immer sehr bodenständig, weil sie hier verhaftet war mit der lokalen ostschweizerischen Wirtschaft, vorwiegend Textilindustrie, deren Söhne und Töchter kaufmännisches Rechnen erlernen mussten, eine Fremdsprache mit den englischen Mass- und Messgrössen, ich habe das alles auch noch gelernt. (…) Das war damals alles sehr bodenständig, klein, kantonal finanziert. Dann 68 hat Hans Ulrich, hat die, anlässlich einer Studienreform, die ins Haus stand, die Frage gestellt, welchem Zweck sollten wir hier eigentlich dienen. Er war ein wirklicher Fundamentaldenker, er hat ein sehr gutes Wissenschaftsverständnis gehabt, gemischt mit einem sehr gesunden Pragmatismus, (…) Und bin in diese Zeit hineingekommen, als Ulrich diesen Dingen nachgegangen ist. Und sollten wir nicht Führungskräfte ausbilden. Und dort ist der Versuch gemacht worden und er ist auch gelungen, eine akademisch fundierte Führungs- und Managementausbildung zu etablieren. Und Ulrich als eben guter Wissenschaftler hat noch eine Frage gestellt, was sind eigentlich, gibt es so etwas wie eine Grundlagenwissenschaft für Führung. (…) So, das war der grosse Wurf in St. Gallen, dem ist man gefolgt. Das war eine Blütezeit.
>
> Ehemaliger Professor HSG

Es ist dabei bezeichnend, dass auch Akteure aus anderen institutionellen Zusammenhängen, die allerdings schon länger an der HSG tätig sind, zwar die internationale Position der HSG realistisch einschätzen – wie überhaupt ein gewisser Realismus im Hinblick auf die »globale« Bedeutung der Hochschule vorherrscht. Die »Besonderheit« der Einrichtung wird aber dennoch mit einer dominanten »Philosophie« auch von ihnen in Verbindung gebracht.

> Das heisst, also sie hat, die HSG, die HSG ist einmalig in gewisser Hinsicht in der Welt. Ein Teil dieser Einmaligkeit geht aber verloren, wenn man sie vergleicht (…). Das heisst, andere, also Spitzenschulen in Europa oder, oder in der Welt. Dann ist man halt, das ist auch ein Wort, das, das kann schnell missverstanden werden. Aber, aber wenn man versucht, wenn man quasi versucht, in einer Champions League zu spielen, dann ist es normalerweise der FC Bayern so in der Schweiz. (…) Aber in der Champions League ist der FC St. Gallen natürlich eine kleine Nummer. Und vielleicht schaffen sie es mal zur nächsten Runde. Das heisst, so muss man vergleichen. Es ist die HSG keine kleine Nummer, auch international. Aber sie ist vielleicht, die Einmaligkeit geht irgendwann dann auch wieder runter.
>
> Aber im, im deutschsprachigen Raum und, also was macht die HSG einmalig, einmalig, sowohl im deutschsprachigen Raum als auch in der Welt, ist, sind zwei Sachen. Erstens ihr, ihr Anspruch, auf diese Ganzheitlichkeit und integratives Denken und Handeln. Ich sage bewusst auch Anspruch, weil das ist uns nicht immer, selbst nicht immer klar, was es genau bedeutet und wie wir das am, vor allem wie wir das methodisch am besten erarbeiten und dann auch wieder vermitteln. Nur, wenn man das dann vergleicht mit Schulen anderswo, dann sieht man plötzlich doch, was der, was der Unterschied ist. Die, die meisten Kollegen, die wir hier holen, die verstehen, was hat Marketing zu tun mit General Management, mit allgemeinen Führungsfragen. Oder was hat IT mit Transformationsfragen und deshalb mit Organisationsentwicklung zu tun. Und diese Verbindungen, die kann man mal finden an den Universitäten, aber die sind hier viel, viel breiter.
>
> Professor HSG

Diese immer wieder diagnostizierte »Einmaligkeit« der Institution auf den sozial kontaminierten Begriff der »Elite« zu bringen, ruft dementsprechend gemischte Reaktionen hervor, die hier einen gewissen »Realitätsgehalt« sehen, die Pauschalität des Begriffs aber verhältnismässig nüchtern zu relativieren wissen: Das »Klischee« übersteigert, ist »Illusion«, trifft höchstens die halbe Wahrheit.

> Ja, ich meine schon. Guck mal, es gibt eben auch negative Begriffe, wenn man Kaderschmiede oder das Ganze sagt. Das sind negative Seiten, man kann nicht nur die positiven Seiten sehen. Und das Problem, was ich hier sehe, dass da vielfach gesagt ist, St. Gallen hat nicht so einen guten Ruf, wie alle meinen. Aber, wissen Sie, es ist eben so, wenn die Öffentlichkeit auf eine wirtschaftswissenschaftliche Fakultät zielt, das ist ja in der heutigen Zeit, Finanzkrise und so, immer wieder gegeben. Da zielt man nicht auf Bern oder Basel, sondern auf St. Gallen. Und dann kommt man halt… Oder wenn man eben bekannt ist und gut ist, kriegt man auch sein Fett ab, das gehört einfach dazu. Aber ich würde sagen, insgesamt ist es schon, ich meine, die Ausbildungsstätte für Führungskräfte in der Schweiz, da würde ich nicht widersprechen.
>
> Ehemaliger Rektor HSG
>
> Natürlich sind wir auf einer elitären Ebene. Aber ich glaube, nicht dass wir da deswegen abgehoben sind. Natürlich da gibt es bei uns Leute, die sind das. Das gibt es überall. Aber ich denke, (…) auf jeden Fall, wenn Sie die Elite mit Grösse auch von Konzernen gleichsetzen würden, würde ich da schon sagen, es ist falsch. Aber Elite ist ja, er ist ein qualitativer Begriff. Man müsste ja zuerst einmal definieren, was ist eigentlich Elite, oder von daher gesehen glaube ich einfach, da geht es um ein Klischee (…)
>
> Ehemaliger Professor HSG
>
> Es kommt darauf an, was man unter elitär versteht. Nach meinem Verständnis ist elitär eine amerikanische Top-University, oder wie die ENA in Frankreich, ich glaube ganz ehrlich gesagt, dass es keine Schule in der Schweiz gibt, die das für sich in Anspruch nehmen kann.
>
> Professor HSG
>
> Kaderschmiede des Top-Managements, ach. Ich sollte ja hier, ich weiss nicht (…). Aber wissen Sie, eben die oder ich meine, jedes Jahr schliessen an der HSG vier, fünfhundert ab, vielleicht, wenn es zehn ins Top-Management schaffen, das ist eben die grosse Illusion. Da oben hat's nicht viel Platz, im Top-Management, das sind nicht so wahnsinnig viele. Drum habe ich, jeder hat, das ist mir schon klar. Aber die meisten werden im Mittelmanagement bleiben. Das ist einfach so.
>
> Ehemaliger Rektor HSG
>
> Kaderschmiede des Top-Managements war sie früher stärker, also diese Position erodiert eher, jetzt auf die Schweiz bezogen. Die erodiert eher. Die Leute haben da noch eine falsche Wahrnehmung. Durch die Internationalisierung der Eliten, durch die verlangte Diversität und, und, und, erodiert die relative Position der HSG. (…) Die blicken alle auf die 10, 20 Prozent Spitzenabsolventen, weil die drei oder vier, die pro Jahr zur UBS von den Tausend können, mehr stellt die UBS gar nicht ein, das ist eine ganz gewisse Gruppe nur. Sozusagen auch die zehn, die zu McKinsey gehen, man muss das ja immer auf tausend Absolventen sehen. Wenn ich alle vermeintlichen Prestigearbeitgeber zusammenfasse, sind maximal 200 Studis von 1000, die irgendwie bei den Prestigearbeitgebern unterkommen. (…) Aber sie haben Aufmerksamkeit.
>
> Gastprofessor HSG

Gleichzeitig wird im »operativen« Bereich eine Problematik gesehen, die nicht nur den *faktischen* Nimbus der Institution belegt und dabei auch eindeutig das »elitäre« Moment positiv heraushebt, sondern die damit notwendig einhergehenden des Merkmale einer »Koalition« des *numerus clausus* bei der *Klientel* beschreibt – die Drohung der »Massenuniversität« und der durch sie in Gang gesetzten »Qualitätsverluste«.

> Der jetzige Zustand, dass wir eine öffentliche Universität sind für Schweizer und eine private Universität für den Rest der Welt, ist für uns, und da Elitegesichtspunkten gute Erträge angesichts der Grössenverhältnisse der Schweiz, im Verhältnis zum Rest der Welt. Das ist der eine Punkt. Der zweite Punkt ist, dass aus dieser, aus diesen 25 Prozent HSGler, die durch irgendeinen freiwilligen Test, für sie freiwilligen Test, an die HSG gekommen sind, in einer Situation, wo sie die z.B. in Deutschland selbstverständlich ohne irgendeine zusätzliche Prüfung halt entweder nach dem Losverfahren oder mit bisschen Glück an irgendeiner Universität studieren können, die sie da jetzt so übel finden. Und, und dann wird das, wird das, schlecht für die HSG wäre, im Hinblick darauf, wenn wir zwar die Ausländerprüfung behalten könnten, aber immer weniger effektiv durch die Ausländerprüfung an die HSG kommen. Wo, wo wir das Risiko haben, durch die Ausländer, die z.B. in Zürich den Bachelor machen, und nachher mit dem Schweizer Abschluss ohne Ausländerprüfung an die HSG kommen, auf der Masterstufe. Also das ist schon sehr eine kritische, ein kritischer Punkt. Aber dadurch, wenn wir einen hinreichenden Anteil haben, ich sage jetzt nicht, dass das die Elite ist, sonder ich sage nur, wie, wie soll ich sozusagen die Wahrnehmung sich vervielfältigt. Wenn diese 25 Prozent, rund 25 Prozent an die HSG kommen, kommen die voller Stolz da her. Ich haben jetzt gerade eine Bekannte aus München und der Sohn hat, hat jetzt die Auflage, die Aufnahmeprüfung ins erste Semester auch geschafft. Und das ist wirklich, der ist weltgewandt und alles usw. Aber er, er hat gemailt, ja also nächste Woche ginge auch, ginge auch die Startwoche los. Er wird sich schon richtig freuen, aber es ist ihm natürlich auch ein bisschen mulmig. Also die kommen schon so, jetzt kommen sie zunächst einmal so zu, zu den Navy Seals ins Boot-Camp und so.
>
> Es gibt eine grosse Koalition von, vom Elitegedanken. Das sind erstens, sind das, sind das die Studenten, die die Assessment-Stufe schon bestanden haben. Die möchten, dass am liebsten die, die Studierenden-Zahl auf der Assessment-Stufe mit Zukunft auf fünf reduziert wird. Und gleichzeitig wollen sie aber natürlich die, das liberalste System, um noch zu ihrem Abschluss zu kommen. Diejenigen, die einen HSG-Abschluss schon im Hosensack haben, die verlangen, dass man aus der, dem HSG-Prüfungssystem so, so ein Karnickel-Sieb macht, wo, bevor sie geschlachtet werden, werden sie nochmal irgendwie gesiebt. Und die Alumni, die wollen genau das Gleiche (…)
>
> Ehemaliger Rektor HSG
>
> Da müssen wir jetzt aufpassen. Wir sind jetzt dort, wo wir die kritische Grösse erreicht haben. Jetzt geht es wirklich so Richtung 10.000 Studenten (…) Ich sage jetzt eben 10.000. Und dann ist die kritische Grenze vielleicht überschritten. Wollen wir dann in unserer Grösse bleiben oder wollen wir Richtung Masse machen. Das wird die Entscheidung sein. Das weiss aber auch der Rektor. Das weiss auch unsere, das wissen auch unsere Universitätsbehörden. Weil wir so attraktiv sind, wollen alle zu uns kommen. Nicht, wir haben ja eine Ausländer, was ich nicht gut finde, eine Ausländerquote, 25 Prozent. Wenn ich also einen deutschen Studenten zu uns, bei uns aufnehme, immatrikuliere, dann ist klar, dann müssten vorher, müssten vorher drei Schweizerinnen oder Schweizer hier immatrikuliert worden sein. Wir haben ja so eine Ausländerquote, die irgendwo mal aufgegeben werden müsste. Für mich, da hat es jetzt für mich nie etwas, weil wissen Sie, wir hätten natürlich, klar, hat man mir dann immer gesagt, schau, wenn wir das aufheben, auch politisch, dann könnte die, die Universität alleine nur mit Deutschen schon gefüllt sein. Weil wir haben immer so viele deutsche Bewerbungen, die kommen wollen, dass eigentlich das Semester schon voll wäre. (…) Und es ist natürlich, das ist ja ein Problem. Das sehe ich ja auch, aber wir sind da in einer wirklich nicht einfachen Diskussion. Das muss ich schon sagen. Es ist da einfach zu sagen, es geht nichts mehr weiter, wir müssen die kritische Grösse finden, wir müssen auch, wir sind ja nicht so eine Massen-Uni, aber konkret, wie wir das jetzt machen, das ist nicht einfach. (…) Ja, das ist eben genau dasselbe. Das war immer so. Man hat so viele Verbindungen, Klubs usw. Ich habe ja auch als Dozent das erlebt, weil man wird ja dann als Professor immer wieder da und dort eingeladen. Aber das ist ja, das ist wirklich, das ist nie, nicht an allen Universitäten so, dass man von den Studenten eingeladen in ihre Klubs, oder. Das ist eben phantastisch und auch da ist wieder dasselbe Problem, ist das noch möglich in einer Massenuniversität (…)
>
> Ehemaliger Professor HSG

Genau dies trifft aber offensichtlich den »Kern« eines Selbstverständnisses, das die – in ihren »vorbildlichen« Segmenten – *faktische* Exklusivität der Hochschule mit einem viel beschworenen »Geist« in Verbindung bringt und dabei seine sozialstrukturellen Voraussetzungen zwar durchaus benennen kann, seine *soziale* Exklusivität aber tendenziell marginalisiert: Abgesehen vom »Unternehmergeist« (»Also ich glaube, was die HSG schon sehr auszeichnet, jetzt mal eigentlich in jeder Hinsicht, das ist der Unternehmergeist«) und der »Vielfalt« (»Ich meine, was sicher noch interessant ist, ist die Vielfalt, die wir haben. Also das ist schon etwas, das, meine ich, eine sehr grosse Qualität ist der HSG«) wird der eigentliche »Geist« der HSG im Grunde beschrieben als Folge der *Integrationskraft* einer exklusiven Institution, ihrer Fähigkeit zur Identitätsstiftung – als *Korps-Geist.*

Ja, ich glaube, es gibt einen sehr guten, in St. Gallen ist er wahrscheinlich schon da, dieser Geist, dieser HSG-Geist, der ist schon sehr ausgeprägt, meine ich. Ich meine, das merkt man. Ich werde extrem viel angesprochen. Oder wenn ich im Zug sitze, kommt jemand zu mir und sagt, he, ich habe bei euch studiert, Sie haben mir die Doktorrolle übergeben und so. Ich kenne den Menschen nie, weil, ich habe bei so vielen das gemacht, aber es ist immer… Die Leute kommen und haben dieses Leuchten in den Augen und sagen, he, ich bin ein HSGler. Und das ist halt zum Beispiel auch, das ist vielleicht an der ETH noch so, aber nicht so ausgeprägt, aber sonst an keiner Uni der Schweiz, dass man da jetzt wirklich was Spezielles findet, dass man da studiert hat. Aber an der HSG, das ist ja auch diese ganze Organisation, also die es da gibt. Was zum Beispiel auch sehr interessant ist, mir passiert das sehr oft, wenn ich irgendwelche Teams zusammenstelle da in der Wirtschaft, dass sich die Leute entschuldigen, dass sie keine HSGler sind. Dann sage ich, also bitte, ja so. Aber wirklich, die meinen, keine HSGler, oder die haben in Zürich studiert und so und das ist ein Umkehrschluss, dass da ein sehr grosser Geist vorhanden ist. Und das ist schon sehr wichtig. (…) Ja, ja. Es ist Stolz, dass man hier gewesen ist. Und das muss ich ehrlich sagen, dass ist wirklich erstaunlich, wie die Leute, wildfremde Leute, auf mich zukommen und wirklich eine riesen Freude immer haben.

Ehemaliger Rektor HSG

Wir sind uns alle einig, wir haben ein ganz eigenes Profil, nicht nur wir als Professoren, sondern auch unsere Studenten haben ein eigenes Profil. Und dieses Profil ist derart stark, das merken Sie auch in der Alumni-Bewegung, wir hatten derart starke Alumni-Netze, wir haben in München z.B. eine eigene Alumni-Organisation, die ist eine Sektion der gesamten Alumni. Aber alleine nur in der Uni München gibt es eine HSG-Alumni-Organisation. Und die kommen zusammen. Die machen Vortragsabende. Die machen Meinungsaustausch, die vernetzen sich. Das haben sie in Zürich ja auch. Das haben sie auch in Singapur.

Ehemaliger Professor HSG

Seitdem ich hier bin, habe ich schon den Eindruck gewonnen, dass es eine sehr (…) Es ist von all den Schweizer Universitäten, die ich kenne, die angelsächsischste Universität. Also erstens einmal existiert ein Campus, es existiert ein relativ gutes Betreuungsverhältnis, sie hat eine relativ starke Identität, die sie gegen aussen auch pflegt, je nach Wahrnehmung ist es möglicherweise nicht die Identität, die man sucht, aber sie hat eine relativ starke Identität. (…) Was ich beispielsweise bei den Dozierenden erlebe, es gibt ein Dozentenessen etc. Die Professoren fühlen sich primär zur HSG bzw. zur Universität St. Gallen zugehörig, wobei ich an der Universität Zürich oder der Universität Bern das Gefühl habe, man identifiziert sich vor allem mit der eigenen Fakultät.

Professor HSG

Dass dieser »Geist«, der typischerweise kaum fassbar, jedenfalls inhaltlich nur schwer zu bestimmen ist, auch auf »strukturellen« Voraussetzungen beruht, wird ohne Frage reflektiert. Dass diese *strukturellen* Merkmale allerdings eindeutig eine *soziale Formation* beschreiben, die sich selbst über ihren »Geist« definiert, ist an seiner »Bottom-Up«-Gestalt kaum mehr erkennbar.

Und dann kommen sie, dann kommen sie hier her und, und das führt so einer Resozialisation und zu einer Fortsetzung von einer Resozialisation, die von Generation zu Generation von Studenten weitergegeben wird. Und, und das führt, das führt zu einer, und ein Teil von der, von der, sage jetzt mal, Schweizer, die werden davon angesteckt, während es natürlich einen resistenten Teil gibt, die, das ist wahrscheinlich mehr egal, wo die studieren. Die machen das halt auf ihre Art und Weise und, und ruhen in sich, aber auch, sie werden nicht, sind nicht annehmbar als Repräsentanten von dem Eliten-Klischee. Und das führt dazu, dass, dass, was auch noch wichtig ist in dem Zusammenhang, das ist das Einzugsgebiet von der HSG. Alle anderen Universitäten, vielleicht, abgesehen bei der Technischen Hochschule, sind eigentlich Regional-Universität. Jetzt nicht im Sinne von der akademischen Ausstrahlung, sondern vom, vom studentischen Einzugsgebiet. Das heisst, es sind sehr viele Heimschläfer und -schläferinnen. Heimschläfer und Heimschläferinnen sind ja nicht gefährlich, nur die Schläfer. Aber sie tragen ja auch für das studentische Leben relativ wenig bei.

Also, ich kann mich erinnern, ich habe in, selber in X studiert, das hat eben, hat auch damals noch, aber das war dann schon am Abebben, so eine Elitenimbus gehabt, aber unter den Studenten hat keiner gewusst, woher der kam. (…) Und die ganze Universität, und niemand in der Universität hat das in irgendeiner Form gelebt. Und das ist hier anders. Und mein Eindruck ist, dass dieses, diese, dieses Elitäre oder das, was als elitär wahrgenommen wird, dass das eine sehr starker Bottom-Up-Bewegung ist, innerhalb von der HSG. (…) Es ist eine sehr stabile Sache, weil sie Bottom-Up-Entwicklung ist.

Um jetzt noch mal kurz zurückzukommen zum Einzugsgebiet. Dadurch, dass wir eine Spartenuniversität sind und keine Rundum-Universität, bedeutet das, wir haben einen sehr, ein sehr, ein deutlich grösseres Einzugsgebiet als, als Genf oder egal welche andere Universität. Das bedeutet, dass ein grösserer Teil der Studenten, die sind keine Heimschläfer und bleiben zum Teil auch über das Wochenende hier. Und das ist natürlich, da sind die Ressourcen für Freizeitaktivitäten, die den Namen studentisches Leben verdienen. Und das führt dann zu einer, zu einer Gruppenbildung und einer Identifikation mit der HSG über die Identifikation mit, mit einer Gruppe innerhalb von der HSG. Und das wird dann, das wird dann nach dem Studium wird das, wird das fortgesetzt über die Alumni-Organisation, die jetzt in meiner Wahrnehmung jetzt nach so Professionalitätskriterium sicher zu den besten in der Welt gehört. Auch zu den effizientesten. Und, also es ist wirklich, zum Teil machen sie totalen Bockmist, also vom Vorstand her. Also jetzt in meiner Wahrnehmung, aber auch dort ist ein Grassroots, Bottom-Up-Bewegung, (…) durch diesen, durch diesen Drive, der aus der HSG herauskommt, Bottom-Up.

Ehemaliger Rektor HSG

In der Tat erinnert die Beschreibung des »Spirit« der HSG an angelsächsische Elite-Hochschulen, die aus einer gemeinsamen Erfahrung der »Besonderheit« auch *die soziale Tradie*rung dieser Exklusivität geradezu programmatisch diesem »Geist« zurechnen.

> Während hier ist es konstruktiv und produktiv. Konstruktiv im Sinne, dass die Studenten gerne, sie wollen Spuren an der HSG hinterlassen. Also ich glaube, es käme nie ein Student von der Uni Zürich die Idee, dass er eine Spur an der Uni Zürich, vielleicht ein Graffiti irgendwo, hinterlässt, während, während hier hat es also durchaus immer Studenten, es hat natürlich auch die notorischen CV-Optimierer, wo man auch die Vereine gründet, wo man von vornherein das Gefühl hat, das ist nur, damit sie es ein Leben lang in ihrem CV schreiben können (…). Hier ist es so, dass, dass Studenten sehen, dass es Ehemalige gibt, die auch wieder zurück an die HSG kommen. Die sich ausserhalb von der HSG outen als, als HSGler. Und, und dass die Organisation eine Historie hat, die auch noch mit Gesichtern in Verbindung gebracht werden kann.
>
> Ehemaliger Rektor HSG

Aber auch wenn diese institutionellen Selbstthematisierungen manchmal bis an die Grenze der »Kollusion«, der einvernehmlich geteilten Vorstellung von einer »Besonderheit« der Institution und ihrer Mitglieder gehen, wird am Ende doch an die »Adhäsionskraft« einer sozialen Formation erinnert, deren »Leistungskultur« sich aus der – sozial differenzierten wie sozial differenzierenden – Teilhabe an dieser »besonderen« Institution ergibt.

> Ein Gemeinschaftsgefühl, der Art, dass man sich wieder erkennt und anerkennt. Ein Verständnis von Wirtschaft und Gesellschaft, das über Einzeloptimierungen hinausgeht. Also gewissermassen das System oder das grössere Ganze mit in den Blick nimmt. Eine Freude über die eigene Institution und die Menschen, die da sind. Und einige Differenzierungsmerkmale gegenüber anderen, also klassische Distinktionselemente, die natürlich immer sozusagen, die haben ein bisschen was Pejoratives. Aber das ist offensichtlich typisch für stärkere Gemeinschaften, dass die anderes, obwohl es nicht notwendig wäre, trotzdem mit einem leicht negativen Touch bezeichnen müssen.
>
> Genau, weil eben alle Studierenden gemeinsame Erfahrungen haben. Einen Erfahrungsfundus, der an einer ganzen Reihe von Stellen auch emotional positiv aufgeladen werden kann. Denken Sie mal an so etwas, wie eine Startwoche (…) Das ist eine Erfahrung, über die die Leute noch in zehn Jahren positiv sprechen können. Und das legt eine sehr gute Basis für ein Zusammengehörigkeitsgefühl und eine Adhäsionskraft, auch nach Abschluss. Dann gibt es natürlich auch andere Elemente, die das noch stärken. Jetzt ist Sankt Gallen nicht Zürich, d.h., die Attraktivität dessen, was man drum herum machen kann, ist zwar hoch, aber nicht im täglichen Betrieb, sondern mehr so für das Wochenende, eben zum Skifahren oder so. Aber, und dann natürlich die Attraktivität der Institution, die darüber entsteht, erhöht sich dadurch, dass es für eine ganze Reihe von Gruppen schwierig ist, Mitglied der HSG zu werden und sozusagen man dann, wenn man das mal ist, sagt, dann tue ich auch was da. Das ist also, sagen wir mal, man kann das auch anders formulieren. Der Unterschied zwischen weniger erfolgreichen und erfolgreichen Institutionen ist, zu wie viel freiwilliger Überleistung sind die Mitglieder bereit. Also die sehr guten amerikanischen Unis haben eine sehr hohe Leistungskultur, obwohl die jetzt nicht unmittelbar alles kontrollieren müssen, sowohl in der Faculty wie auch im Student Body. Selbst Unternehmen, die sehr gut sind, haben, denen gelingt es sozusagen, diese freiwillige Überleistung zu bekommen. Und Unternehmen, die geringe Adhäsionskraft hatten, denen gelingt das nicht. Die HSG hat eine hohe Adhäsionskraft, darum gibt es die freiwillige Überleistung.
>
> Ja, hat den ganz sozusagen eine, eine starke Bindungskraft als Institution, wie man sie bei einer Reihe von Institutionen in Kleinstädten beobachten kann. Also wenn wir Yale in New Haven nehmen, ist, hat es auch eine sehr starke Bindungskraft. Brown in Providence, eine starke Bindungskraft. Auch Cambridge und Oxford haben in ihren Kleinstädten eine starke Bindungskraft. Selbst im deutschen Kontext gelingt es Unis wie Konstanz, Bayreuth, Passau, die jetzt in der Provinz liegen, nicht bei vielleicht, vielleicht zehn, zwanzig, dreissig Prozent der Bindungskraft zu entwickeln, aber auch diese Tendenz erkennen zu lassen. Und das ist schon, das spricht für die Organisation.
>
> Man kommt damit nicht zur absolut absoluten Spitzenleistung weltweit, zu der kommt man nur sozusagen über die völlige, über die völlige Totalauswahl und rein radikale Leistungskriterien jedes Jahr und, und, und. Aber das, dann findet auch, dann ist keine institutionelle Adhäsion und Freiheit und Kreativität mehr da. Also wenn ich in diese absolute Leistungsspitzengruppe, die hat, aber wenn ich in ein vernünftiges Mass von Hochleistung mit weiteren Leistungen bekomme, dann scheint mir das eine sehr tragfähige Balance zu sein. Auch eine beneidete, beneidete Balance. (…) Also es gibt sicher einzelne Departments, auch im deutschen Sprachraum, die in den Einzelfeldern stärker sind als HSG-Institute, und es gibt sicher Ausbildungsorte, an denen die Studierenden mit Hinblick auf die Kernfunktionen der BWL mehr können, besser trainiert sind und noch schneller Lernen, ohne jede Frage. Aber sozusagen hier gibt es ein Gesamtangebot.
>
> Gastprofessor HSG

Das »Gesamtangebot« der Universität St. Gallen ist demnach zwar nicht weltweit, aber doch im deutschen Sprachraum deshalb so attraktiv, weil es nicht in erster Linie *inhaltliche*, sondern *soziale* »Höchstleistungen« zu generieren imstande scheint – Leistungen einer Klientel allerdings, die auch die sozialen *Voraussetzungen* dafür mitbringen muss.

Dieses geteilte Einvernehmen über die »Besonderheit« der HSG, das sich trotz auch anderer Narrative – Ganzheitlichkeit, integrativer Ansatz, Praxisorientierung – vor allem auf den gemeinsamen »Geist« bezieht, bildet völlig unbestreitbar eine bedeutende *Klammer des institutionellen Selbstverständnisses*: Trotz der inneruniversitären Entwicklungen im Zuge von »Akademisierung« und Internationalisierung, der stärkeren Forschungsorientierung und Ranking-Politik, die ganz ohne Zweifel den Nimbus der Universität in die »neue Zeit« zu retten halfen, besteht hier ein entscheidender, und nicht einmal der kleinste gemeinsame Nenner.

Zudem lässt sich davon ausgehen, dass diese »zwei Seelen« der HSG, die »akademische« und die »praktische« Ausrichtung von Forschung und Lehre in hohem Masse *komplementäre* Funktionen erfüllen, weil sie nicht nur im Gesamtbild die »herausragende« Position der HSG befestigen, sondern auch unterschiedliche Attraktivitätsmomente liefern und damit auch eine unterschiedliche Klientel bedienen: Bei aller tendenziellen Spannung zwischen der »alten« und der »neuen« Kultur bleibt der »Praxisbezug« eine Botschaft, deren Bedeutung es falsch wäre zu unterschätzen.

8 Eine »Nähe zur Praxis«: Renditen der »Anwendbarkeit«

Sieht man sich allein den Auftritt der HSG im Netz an, lässt sich zwischen den überreichen Botschaften der »Exzellenz« immer wieder der Begriff der »Praxis« als ihr *semantisches Bindeglied* identifizieren. Auch wenn dieses Selbstverständnis mit der zunehmend »akademischen« Kultur der HSG kollidiert, ist doch diese Dimension des Selbstbildes für Forschung, Lehre und institutionelle Beziehungen derart bestimmend, dass »Praxis« auch als *faktisches Bindeglied* des Funktionskomplexes HSG eine erhebliche Rolle zukommt: Die mehr oder weniger starke Vernetzung mit der »Realwirtschaft« ist gewollt, wird gepflegt und verschafft auch einen *realen Vorsprung* gegenüber der »akademischen« Ökonomie.

»Auf den Märkten bewegen«: Die ideelle und die materielle Seite

Dass der in den Interviews sehr häufig zutage tretende »Pragmatismus« eine stark »weltanschauliche« Komponente besitzt, steht ausser Zweifel: Die Auseinandersetzung mit der »realen« Welt ist nicht vordergründige Verbrämung der engen Kontakte zur Wirtschaft, durch die der HSG eine ganz spezifische Stellung im Feld der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten zukommt, sondern für einen immer noch ganz erheblichen Teil des akademischen Körpers offenbar auch Selbstverständnis, Überzeugung, eine »Philosophie«.

> In anderen Unis, da lernt man zuerst Finanz- und Rechnungswesen und über Organisation und Produktion und was auch immer und meint dann, wie durch ein Wunder wird das plötzlich zu einem Bild. So funktioniert eben die Welt nicht. Und das ist der Unterschied der St. Galler verglichen zu anderen Unis.
>
> Ehemaliger Rektor HSG

> Wir haben in der Ausbildung natürlich sehr viele, ja jede andere Uni auch, sehr viel Theorie gemacht in den, den Semestern. Da können Sie noch nicht sehr nahe bei der Praxis dozieren. Vielleicht in der BWL noch etwas eher als in der VWL. (…) Da ist natürlich, da gibt es dann beides, oder, forschungsorientiert aber auch praxisorientiert. (…) Weil für mich ist es einfach so, das ist meine Philosophie. Forschung betreibt man irgendwo für den Menschen.
>
> Ehemaliger Professor HSG

> Also der Punkt ist einfach schon der, dass ich als Praktiker, dass eben meine wissenschaftliche Seite mir sehr viel hilft. Aber auf der anderen Seite würde ich sagen, wenn ich als Wissenschaftler tätig bin, dass ich ja relativ pragmatisch und eigentlich mehr die… Ich sage auch zum Beispiel meinen Studierenden immer, ihr könnt, wenn ihr doktoriert, in einen noch so hohen Orbit gehen, wie ihr wollt, also bildlich gesprochen, aber ich zwinge euch, wieder zu landen und zu sagen, was hat das für einen Einfluss, für eine Bedeutung für die Praxis, was ihr da gemacht habt, drei, vier Jahre im Orbit.
>
> Ehemaliger Rektor HSG

Im Sinne der »akademischen Konkurrenz wird hier auch der positive Unterschied zur »reinen Forschung« betont, die Wertschätzung hervorgehoben, die den »Praktikern« vonseiten der Institution entgegengebracht wird.

> Aber das Allerwichtigste, der allerwichtigste Vorteil aus meiner Sicht ist, dass man Professoren hat, die deshalb einen Anreiz haben, sich mit der realen Welt auseinanderzusetzen und eben nicht in diesem Elfenbeinturm zu bleiben, aber viel näher an die Praxis, viel näher an die, die Fragestellungen der Wirtschaft zu arbeiten. Und darum auch besser in der Lage sind, mit Studierenden über die Praxis zu reden. (…) Ich weiss das aus eigener Erfahrung, wie stärker, wie viel stärker, wie viel stärker, wie ausgeprägter der Praxisbezug der HSG ist im Vergleich mit den allermeisten Universitäten. Es gibt natürlich an anderen Unis, an anderen Business Schools, auch und Top Business Schools, gibt es da angewandte Professoren oder Dozierende, die angewandte Forschung betreiben oder Firmenprojekte betreiben. Aber die haben meistens nicht die gleiche, die gleiche Wertschätzung. (…) Das ist, da ist man direkt ein oder zwei Stufen runter in den meisten Universitäten. Das ist hier nicht der Fall.
>
> Professor HSG

Denn bei diesem lange Zeit höchst dominanten »praktischen« Moment der *corporate identity* gehen die »konzeptionelle« Philosophie des Pragmatismus und die strukturelle Verankerung des »Realitätsbezugs« über die Architektur der »Institute« eine tatsächlich ausgesprochen stabile Verbindung ein, deren »pädagogische« Seite (»Leute, die dort oben sind, die sollten auch ein gutes Fundament haben«) auch eine gewisse Rolle einnimmt, die aber nicht zuletzt die *materiellen Erträge* dieser Philosophie zu einem wesentlichen Baustein der Institution selbst machen: Sich »auf den Märkten bewegen« ist ideelles Konzept und finanzielles Rezept, Überzeugung und »Anlage« zugleich – die engen Verflechtungen der Institute mit der Wirtschaft, die häufig *persönliche* Teilhabe an beiden »Welten« garantieren für diese Stabilität allein schon deshalb, weil sie für die HSG geradezu »lebenswichtig« sind.

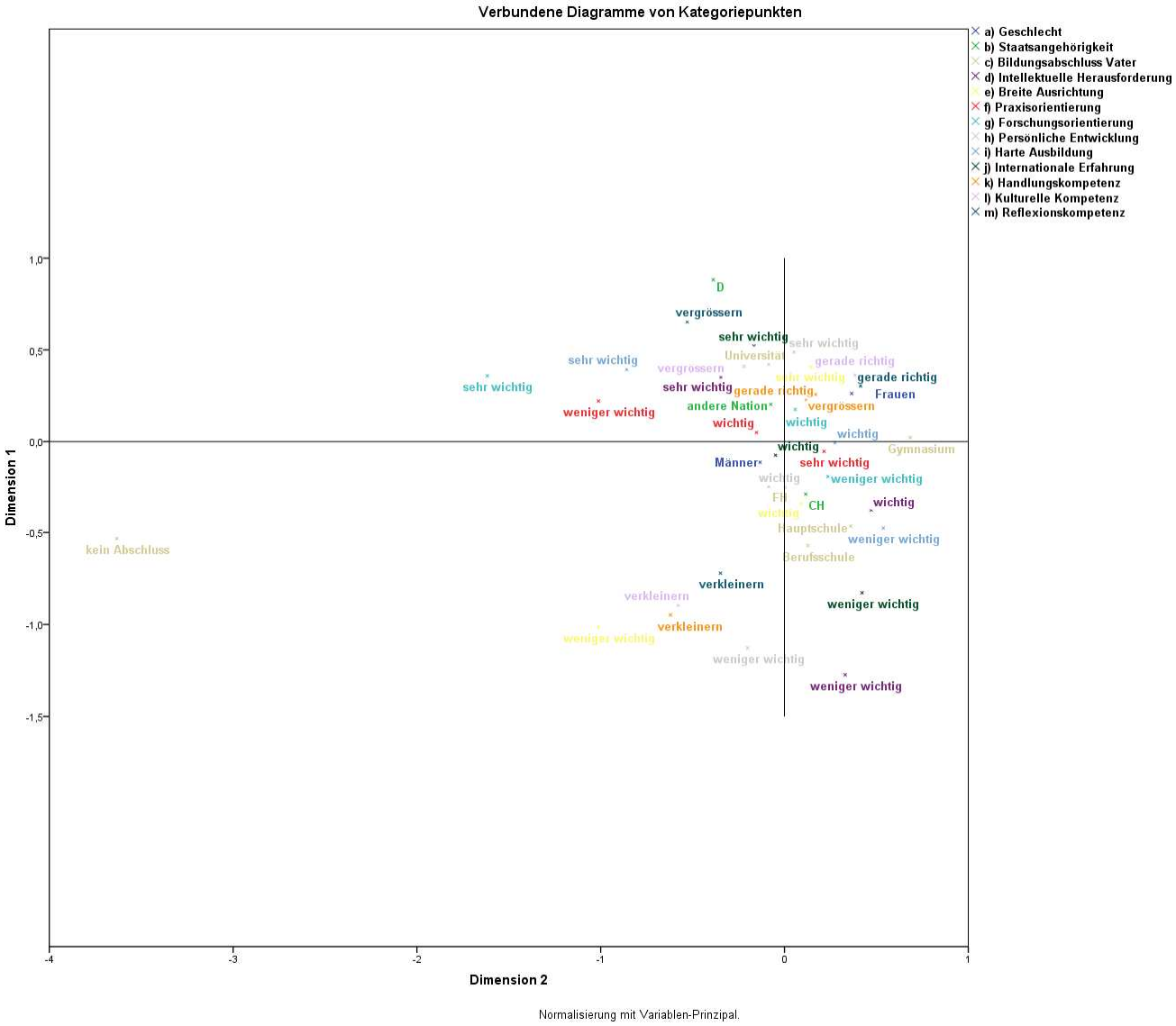
> Aber das hat eben damit zu tun mit dieser Institutsstruktur. Ich meine, die Professoren sind eben Zehnkämpfer, das heisst, sie müssen die unterschiedlichsten Funktionen wahrnehmen. Und das setzt eben eine gewisse Praxisnähe voraus. Wir unterscheiden ja nicht zwischen bestimmten Professortypen, die nur Forschung machen oder die nur Lehre machen oder so.
>
> Ehemaliger Rektor HSG
>
> Wir sind alle genau wie bei einer PSF, Professional Services Firm, sind. Die Professoren sind quasi Partner einer Professional Services Firm. Dürfen den Brand führen und wir profitieren davon, wenn der Brand sich stärker, gestärkt wird. (…) Das hilft gewissen Professoren und Kollegen wieder, einfach auch Projekte, viele Projekte zu akquirieren. Die wird gestärkt dadurch, dass wir sehr tiefe Kontakte mit, in der Praxis haben, und wo hier gesagt wird: Wir haben ein Weiterbildungsprojekt, anklopfen.
>
> Professor HSG
>
> Weil diese Universität gefällt mir vom Konzept her, weil sie ist abgesehen jetzt von der Disziplin, Ökonomie und Juristerei, Technologie, hier natürlich schon sehr, sehr integrativ. Aber die Sache ist die, sie ist für mich nicht nur eine inhaltliche Geschichte gewesen, sondern vom Konzept her gefällt mir diese Uni. Insofern als sie sehr, sehr praxisorientiert, praxisnah ist. Wir befassen uns in der BWL mit sehr vielen Führungsfragen, strategischen Fragen, organisatorischen Fragen, Controlling-Fragen, Marketing, sehr, sehr praxisnah. Auch handlungsorientiert, problemorientiert. Und das in einer sehr, sehr spannenden und dann natürlich auch in der Volkswirtschaftslehre, auch dort Wirtschaftspolitik. (…) Auch hier ist es natürlich schon so, auch in der Juristerei, dass auch, auch beim Lehrkörper sehr viele Leute sind, die, ja nicht nur von der Theorie her, sondern eben auch von ihren ausseruniversitären Engagements einen sehr starken Bezug zur Praxis haben. Natürlich haben auch wir, im heutigen akademischen Betrieb ist das natürlich Voraussetzung, zahlreiche junge Forscher, die nun wirklich nur noch ganz, ganz dezidiert auf die Forschung ausgerichtet sind. Aber das Konzept als Ganzes ist geblieben. (…)
>
> Wir haben also eine ganz schöne, ganz schöne, wichtige Architektur in diesem Sinne, die Institute, die Forschungsinstitute. Da wird sehr viel Grundlagenforschung gemacht, das ist klar. Aber auch Anwendungsforschung, auf hohem Niveau. Also mit einer hochkarätigen wissenschaftlichen Basierung wird hier Beratung gemacht. Das unterscheidet uns dann natürlich von den Fachhochschulen. Die sind ja auch problem- und handlungs- und praxisorientiert. Aber wie gesagt, aber bei uns ist dann die wissenschaftliche Basierung zur Beratung auf höherem Niveau. Und wenn ich noch etwas sagen darf, also es ist, diese Institute, oder, die haben ja, ich habe es ja selber erlebt, die haben ja eine unglaublich grosse Freiheit. Uns auch auf Märkten zu bewegen, nicht einfach nur mit staatlichen Fördergeldern zu arbeiten, sondern auch Aufträge, Forschungsaufträge einzugehen, Beziehungen, Netze zu, ja zu, zu den politischen oder wirtschaftlichen Strukturen zu schlagen, aufzubauen. Und dann natürlich auch so auf den, haben ja auch eine ganz starke Bezug und eine Bindung, Verknüpfung zur Praxis.
>
> Ehemaliger Professor HSG

Dass diese Konstellation nicht nur zum »Kerngeschäft« der HSG gehört, und nicht nur eine ihrer wesentlichen »Botschaften« beschreibt, sondern auch *Rückgrat des Studienbetriebs* geblieben ist, macht die HSG in der Tat »besonders« und damit für die Forschung interessant: Die *konkrete Anschauung* in der Lehre mit ihrem oft »halb-akademischen« Hintergrund, die Lehre »aus der Praxis und für die Praxis«, mit ihren habituellen und diskursiven Eigenheiten, ihren expliziten und impliziten Botschaften wirkt offenbar in hohem Masse stilprägend – es kann vermutet werden, dass die »praxisnahe« Lehre der HSG und die faktische Nähe der HSG zur »Praxis«, jenseits aller *expliziten* Botschaften, entscheidend an der Durchsetzung ideeller und habitueller Leitbilder bei den Studierenden beteiligt ist.

»Praktische« Verheissungen: Die Sicht der Studentenschaft

Die Botschaft der »Praxisnähe« ist allerdings nicht nur in universitärer Hinsicht *zwiespältig*. Ebenso wie die »Nähe zur Praxis« im Rahmen der HSG eine insgesamt zwar immer noch dominante, aber »akademisch« tendenziell »mindere« Form der wissenschaftlichen Arbeit nahelegt, eine Bewertung, der sich die »Praktiker« sehr wohl bewusst sind und die sich deshalb durch die Interviews wie ein roter Faden zieht, kann der besondere »Praxisbezug« auch *bei den Studierenden* sicher nicht eindeutig konnotiert sein. Bedenkt man, wie sehr die Merkmale des »Spirit« eine zwar auch »unintellektuelle«, weil handlungsorientierte und »leistungserbringende« Haltung kennzeichnen, aber diese Leistungen vor allem als »persönliche« charakterisieren, lässt sich vermuten, dass umgekehrt die »pragmatische«, »praktische«, die »bodenständige« Komponente dieser Botschaft nicht bei allen Studenten auf gleich fruchtbaren Boden fällt. Und in der Tat zeigt eine Prüfung der Daten des Student Monitoring, dass die »Angebote« der HSG in dieser Hinsicht sehr selektiv wahrgenommen und beurteilt werden (Graphik 7).

Graphik 7: »Praxisorientierung« – Bachelor-Absolventen 2011/2012 – Multiple Korrespondenzanalyse



Denn es ist erstens auffällig, dass sich die »intellektuellen«, »persönlichen«, überhaupt die »Herausforderungen«, die das Studium an der HSG stellt, nur von einem *bestimmten Segment der Studentenschaft* mehr oder weniger uneingeschränkt bejaht werden: Die »sehr wichtigen« Kategorienpunkte in der Multiplen Korrespondenzanalyse bei der »intellektuellen Herausforderung«, der »persönlichen Entwicklung«, der »Breite des Studiums«, der »internationalen Erfahrung«, der »Forschungsorientierung« und »Härte« der Ausbildung liegen allesamt im linken oberen Quadranten, einem Bereich der Varianzen, der auch von den *Deutschen* und den *Akademikerkindern* besetzt wird – bei denen die »Praxisorientierung« des Studiums offenbar die *geringste* Rolle spielt.

Gleichzeitig werden sämtliche Aspekte des *Kontextstudiums* derart positiv beurteilt, dass dort in jedem Bereich der Anteil dieses Angebots »vergrössert« werden sollte, in ganz massivem Gegensatz zu einer Gruppe von Absolventen, die im tieferen Bereich der unteren beiden Quadranten angesiedelt ist und generell einen sehr engen, »pragmatischen« Fokus wählt und erwartet.

Die starke Bejahung der »Praxisorientierung stattdessen ist charakteristisch für eine Gruppe tendenziell *männlicher* Studenten im Umkreis des Achsenkreuzes, die eher *Schweizer* Staatsbürger sind, und deren »Bildungserbe« etwas schwächer, eher am Punkt »Fachhochschule« ausfällt, um sich dann bei sinkendem familiären Bildungshintergrund zunehmend in den *Bereich der Indifferenz* zu bewegen – und damit in einem ausgeprägten Gegensatz zu den tendenziell »esoterischen«, wenngleich die »brillanten« Seiten des Studiums nicht massiv bejahenden Studentinnen steht.

Diese Verteilung zeigt, wie sich unschwer erkennen lässt, eine soziale »Landkarte« der *symbolischen Hierarchisierungen* des »Angebots« der HSG schon deshalb, weil eben genau jene Gruppe, die mit dem »Geist« der HSG ohne Ausnahme verbunden wird, *nicht* für die »Praxis«, sondern für die »persönliche Herausforderung« optiert – die im Übrigen angesichts des mitgebrachten sozialen Erbes wohl auch weniger schwer zu bewältigen ist. »Praxis« erscheint so als zwar »gelebt«, aber doch nur für den eher »mässigen« Teil der Studentenschaft eine »Verheissung«, und dies wohl nicht zuletzt aufgrund einer Disposition, die den Kommilitonen aus Familien von »Bildungsaufsteigern«, mit all den Konnotationen von »Solidität«, grundsätzlich mitgegeben ist.

So heterogen also mittlerweile der akademische Körper der Universität, so »besonders« die damit einhergehende »Philosophie«, so unterschiedlich sind auch die *Erwartungen der studentischen Klientel* – je nach wahrgenommener und angenommener Stellung im sozialen Raum und der aus ihr projektierten Zukunft. Es gibt allerdings eine durchgehende Botschaft der HSG, der sich kaum einer der Mitglieder dieser »besonderen« Institution entziehen kann: Selbst wenn die Vorstellungen darüber, auf welchen Platz in der Gesellschaft das Studium an der HSG führt, welche Höhe des »Aufstiegs« es bedeutet, selbst wenn die die »Wahrscheinlichkeitsrechnungen« ganz unterschiedlich realistisch aufgemacht werden – der »Kern« der Botschaften der Universität St. Gallen, auch wenn er nur implizit vermittelt werden sollte, besteht für ihre Klientel im *Versprechen auf sozialen Erfolg*.

9 Der Kern der »Marke« HSG: Botschaften des sozialen Erfolgs

Eine Untersuchung der »Botschaften« der HSG und ihrer »Effekte« steht – wie grundsätzlich der hier nur explorativ eingrenzbare Zusammenhang von bereits *vorhandenen* und erst »geweckten« Motivationen – vor dem Problem, dass hier direkte Zurechnungen kaum möglich sind, das Verhältnis von expliziter und impliziter Semantik, ihrer institutionell intendierten und individuell prädisponierten Effekte, also der gesamte Komplex der *Vermittlung* von »Marke« und »Markentreue« mit einer derartigen Fülle von Faktoren in Beziehung stehen kann, die »praktisch« wirken, die praktisch auseinanderzuhalten aber fast nicht möglich ist.

Und natürlich ist auch das Verhältnis von Anspruch und Wirklichkeit, wie bei der Aussendarstellung einer jeden Institution, der Grad an *Überzeichnung* und positiver Konnotierung immer zu berücksichtigen, wenn die »Narrative« des »Auftrittes, im Internet, in Reden bei offiziellen Anlässen, also im »Reden« der Institution, eingeschätzt werden sollen. Dennoch scheint sich insgesamt ein »Kern« der »Botschaft« ausmachen zu lassen, die von der HSG vermittelt wird: Denn die vielfältigen öffentlichen Auftritte der Universität weisen alle darauf hin, dass gerade die »akademische« Seite des »hervorragenden« Angebots nicht entscheidend zum Selbstverständnis der Institution gehört. Stattdessen entsteht der Eindruck, dass die »Internationalität« auch im akademischen Bereich nicht zuletzt als Aufwertung dieses »Kerns« figuriert, der im Wesentlichen zwei einfache, miteinander in hohem Masse korrespondierende Botschaften enthält: *Exzellenz und Erfolg*.

Die Universität St. Gallen stellt sich vor: Der öffentliche Auftritt des »Angebots«

Die HSG stellt sich zunächst als Institution dar, deren herausragende Eigenschaften, in der Lehre, dem universitären Umfeld, der Internationalität, der unternehmerischen Vernetzung, für herausragende Ergebnisse bei den *fachlichen Kompetenzen* und der *Persönlichkeitsbildung* sorgen: An zentraler Stelle, auf der Seite »Studieren« des Internet-Auftrittes, verbindet sich diese Botschaft der »Exzellenz« mit dem Bild der »Praxisnähe« und der »integrativen Sichtweise« zu einem »einzigartigen Konzept«.

DIE UNIVERSITÄT ST.GALLEN STELLT SICH VOR

Als eine der führenden Wirtschaftsuniversitäten in Europa bieten wir Studienabschlüsse und Weiterbildungen auf höchstem internationalem Niveau an. Praxisnähe und eine integrative Sichtweise prägen unsere Ausbildung und unterstützen das einzigartige Konzept der HSG.

Wir freuen uns, dass Sie sich für ein Studium an der Universität St.Gallen (HSG) interessieren. Als eine der führenden Wirtschaftsuniversitäten Europas mit gut 7000 Studierenden über 100 Jahren Erfahrung bieten wir Abschlüsse in Betriebswirtschaft, Volkswirtschaft, Rechts- und Sozialwissenschaften und Internationale Beziehungen sowie fundierte Weiterbildungen an.

Wir vermitteln Praxisnähe und eine integrative Sichtweise
Zentrales Anliegen unserer Dozierenden ist es, Ihnen zielgerichtet die notwendigen Grundlagen für Ihren Abschluss auf Bachelor-, Master- und Doktorats- bzw. Ph.D.-Stufe zu vermitteln. Dabei sind uns konsequente Praxisnähe und eine integrative Sichtweise besonders wichtig. Wir eröffnen Ihnen die Fähigkeit, vernetzt zu denken und zu handeln.

Eigenverantwortung übernehmen
Wir möchten Sie ermuntern, Eigenverantwortung zu übernehmen. Unsere Studierenden schätzen diesen Ansatz. Sie zeichnen sich durch Eigeninitiative und Engagement, auch neben dem Fachstudium, aus. Sie gestalten ihr Studium selbst: Als «Unternehmer» in eigener Sache.

Internationalität verbindet
Mit der EQUIS- und der AACSB-Akkreditierung zeichnen zwei internationale Gütesiegel unsere ganzheitlichen Studien aus. Und dank Programmen in Englisch ist die HSG auch bei Studierenden aus anderen Ländern beliebt – 80 Nationen vereinen wir unter unserem Dach. Erreichen Sie Ihr Bildungsziel zusammen mit uns.

HSG-Seite »Studieren«

Persönlichkeiten bilden, Perspektiven eröffnen

Die Gründe für ein Studium an unserer international ausgerichteten Universität sind so vielfältig wie die Möglichkeiten, die sich für Sie damit eröffnen.

Unsere Universität hat ein besonderes Profil: Neben rein fachlichem Wissen möchten wir Ihnen die Voraussetzungen für eine erfolgreiche **persönliche Bildung** vermitteln. Wir möchten Sie ermuntern, **Eigenverantwortung** zu übernehmen. Unsere Studierenden schätzen diesen Ansatz.

Sie zeichnen sich durch **Eigeninitiative und Engagement**, auch neben dem Fachstudium, aus. Sie gestalten ihr Studium selbst: Als «Unternehmer» in eigener Sache. Auch die Aktivitäten unserer Studierendenorganisationen bieten Ihnen dazu viele Möglichkeiten.

Wichtig ist uns sowohl der **integrative Ansatz**, der Wirtschafts-, Rechts- und Sozial- und Kulturwissenschaften verbindet, als auch die **internationale Diversität** unserer Studierenden.

HSG-Seite »Studieren« | Unterseite

Mit dieser Persönlichkeitsbildung in einem ganz spezifischen Umfeld, das Eigenverantwortung verlangt und Eigeninitiative prämiert, eröffnen sich »Perspektiven«, die hier noch sehr allgemein gehalten sind. Die Navigation der Seite »Studieren« macht aber mit vor allem einer Unterseite klar, dass diese »Einzigartigkeit«, auch der an der HSG herangebildeten »Persönlichkeiten«, nicht zuletzt für ganz besondere *Chancen beim Berufseinstieg* bürgen – selbst wenn besonders offensichtliche Werbungsmassnahmen wie Angaben zu den durchschnittlichen Einstiegsgehältern für diese Selbstdarstellung mittlerweile problematisch geworden sind, man nun noch stärker der »integrative Ansatz«, der »ethische« Aspekt und die »gesamtgesellschaftliche« Verantwortung betont, wird doch gleichzeitig auch die Botschaft vermittelt, dass die Hochschule ihre Absolventen in führende Positionen führender Unternehmen bringt – eine Botschaft, die ganz ohne Zweifel zu den entscheidenden *Faktoren der Aussenwirkung* gehört.

Beste Karten mit HSG-Abschluss

Die Wertschätzung unserer Abschlüsse auf dem nationalen und internationalen Arbeitsmarkt ist sehr hoch. Unsere AbsolventInnen können im Durchschnitt zwischen 2.2 Stellenangeboten wählen.

Wir gehören zu den platzierungsstärksten Universitäten der Schweiz. Im Bereich Rechtswissenschaften belegen wir Platz 2, im Bereich Wirtschaftswissenschaften sogar Platz 1 und stellen damit rund 25% aller Führungskräfte im Topmanagement der grössten 500 Unternehmen mit Sitz in der Schweiz.

Ausgezeichnete Berufschancen
Unsere Absolventinnen und Absolventen finden schnell attraktive Stellen in den unterschiedlichsten Bereichen wie Finanzdienstleistung, Versicherungswesen, öffentliche Hand und Industrie. Über 80% unserer Absolventinnen und Absolventen haben zum Zeitpunkt der Abschlussfeier bereits eine Stelle, die restlichen stehen kurz vor Vertragsabschluss.

Career Services Center
Unser Career Services Center (CSC-HSG) versteht sich als strategischer Partner und Impulsgeber rund um die Themen Karriereplanung und Berufseinstieg. Als Schnittstelle zwischen Universität und Arbeitsmarkt pflegt das CSC-HSG ein aktives Netzwerk zu Arbeitgebern und ermöglicht diesen neben einer starken Präsenz an der HSG auch den direkten Kontakt zu Studierenden sowie Absolventinnen und Absolventen.
Das Beratungsangebot reicht von Karriere-Planung über das Optimieren von Bewerbungsunterlagen bis hin zu Seminaren und Workshops. Für unsere Studierenden veranstalten wir Kontaktmessen und Unternehmenspräsentationen.

Rekrutierungen
Anzahl der jährlich an der HSG rekrutierenden Firmen: 1'500

HSG-Seite »Studieren« | Unterseite

Als »Gütesiegel« dieser Botschaft nehmen Rankings und Akkreditierungen seit geraumer Zeit eine zentrale Rolle ein und sorgen für hohe Sichtbarkeit der Institution. Prämiert werden damit allerdings in erster Linie die Exzellenzmerkmale einer »Business School«, nur in zweiter die rein »akademische« Forschung und faktisch auch nicht der »ganzheitliche Ansatz«. Denn die Kriterien der Rankings stellen zum überwiegenden Teil auf *Merkmale der Absolventen* ab, im Hinblick auf das Studium: Studiensemester, Auslandssemester, Auslandspraktika, studentisches Engagement, Studienzufriedenheit, vor allem aber den *Berufseinstieg*: Unternehmensgrösse und Einstiegsgehalt.

Rankings und Akkreditierungen

Spitzenplätze in weltweiten Rankings und internationale Gütesiegel verdeutlichen unsere ganzheitliche Ausbildung auf höchstem akademischem Niveau.

Rankings finden sich heute für alle Tätigkeitsbereiche der Universität St.Gallen; für Lehre, Forschung und Weiterbildung. Objekte von Rankings sind dabei einzelne Studiengänge, Disziplinen, Programmtypen oder die Universität als Ganzes.

Diverse Rankings platzieren uns unter den führenden Wirtschaftsuniversitäten Europas:

Financial Times Ranking, Masters in Management:
Platz 1 der besten Business-Universitäten weltweit mit dem Master in Strategy and International Management
Platz 3 der besten Business-Universitäten weltweit mit CEMS MIM-Programm

Financial Times Ranking, Masters in Finance:
Platz 5 der besten Business-Universitäten weltweit mit dem Master in Banking and Finance

Financial Times Ranking, Top European Business School: Platz 7 der besten Business Schools in Europa

CHE Ranking: Spitzengruppe in Betriebswirtschaftslehre, Volkswirtschaftslehre und Politikwissenschaften im deutschsprachigen Europa

Handelsblatt: Spitzengruppe in betriebs- und volkswirtschaftlicher Forschung in Europa

Für unsere ganzheitliche Ausbildung auf höchstem akademischem Niveau erhielten wir mit der EQUIS- und AACSB-Akkreditierung als erste deutschsprachige Universität in Europa beide international führenden Gütesiegel.

HSG-Seite »Studieren« | Unterseite

Die ständige Betonung der »Praxisnähe« trägt ihren Teil dazu bei, diese Versprechungen auch realistisch erscheinen zu lassen. Die »intensive« Beziehungspflege mit der »Aussenwelt« und ihren potentiellen Berufsmöglichkeiten ist sicher nicht nur »konzeptionell« gewollt, sondern trägt auch zum tatsächlichen Berufserfolg der Absolventen bei.

Engagierte Dozierende

Unsere Dozierenden kommen aus Forschung und Praxis und vereinen beide Aspekte in ihrer Lehrtätigkeit.

In der Praxis verwurzelt
Wir legen grossen Wert darauf, dass das Studium sowohl in der Wissenschaft als auch in der Praxis verwurzelt ist. Unsere ProfessorInnen sind stark mit den Instituten verbunden und zum Teil auch als InstitutsdirektorInnen tätig. Die Institute stellen den Praxisbezug sicher und pflegen eine intensive Beziehung zu Wirtschaft, Rechtsprechung, Politik und Gesellschaft.

HSG-Seite »Studieren« | Unterseite

Das Selbstverständnis der HSG ist also trotz der augenfälligen Vermeidung begrifflicher Zuspitzungen inhaltlich »elitär«, hebt dabei eindeutig auf ihre Rolle bei der Produktion von Führungskräften in der »grossen« Wirtschaft ab. Grundsätzlich ist allerdings die Frage, ob diese im »Wettbewerb« der Universitäten völlig unverzichtbare Aussendarstellung der HSG als Garant für Exzellenz und Erfolg einen massgeblichen Einfluss auf das *studentische Selbstverständnis* und Verhalten ausübt: Die Einträge aus den Studierendenbefragungen zeigen oft eine erstaunlich nüchterne Einschätzung des Faktors »Exzellenz« und einen ganz pragmatischen Umgang mit dem Versprechen des beruflichen Erfolges – die propagierte »Ausbildung auf höchstem akademischen Niveau« steht hier deutlich hinter dem *Wert des Titels* und seiner Funktionen bei der Berufsfindung zurück.

Stattdessen ist eher zu vermuten, dass zusammen mit der »repräsentativen« Gestaltung der *Lehrformen*, die auch einen wesentlichen Teil der späteren studentischen Leistungserbringung ausmacht, andererseits aber der expliziten Leistungsanforderungen gerade schon im Assessmentjahr, deren *Lernformen* häufig nicht nur auf die inhaltliche Seite der Wissensvermittlung zielen, sondern, wie hunderte Einträge aus den Studierendenbefragungen bezeugen, vor allem die *Leistungserbringung an sich* prämieren, hier ein Dispositiv entsteht, das erkennbar auf die spätere *berufliche Praxis* zugeschnitten ist. Wenn gerade in diesen Zusammenhängen eine »habituelle« Formierung erfolgen sollte, dann liegt sie bis auf Weiteres ausserhalb des Zugriffs der hier präsentierten Forschung, sondern bedarf einer echt *ethnographischen* Annäherung.

Dennoch gibt es genügend Hinweise, dass der gesamte Komplex der *Vermittlung* spezifischer »Haltungen« ganz wesentlich von Voraussetzungen abhängt, die jenseits der Reichweite »ideologischer« Botschaften liegen. Schon die Analyse der Bedeutung von »Praxisorientierung« im studentischen »Motivations-Portfolio« hat gezeigt, dass der *soziale Hintergrund* der Studierenden in dieser Hinsicht offenbar einen massiv differenzierenden Effekt ausübt: Die »bodenständigen« Aspekte der HSG üben Anziehungskraft vor allem auf ihre »bodenständige« Klientel aus, mit steigender Klassenzugehörigkeit treten »persönliche« Motivationen in den Vordergrund. Gleichzeitig scheint die »Exzellenz« der Lehre und das »akademische Niveau« in diesem Segment kaum Ehrfurcht auszulösen, Studenten aus bescheideneren Verhältnissen dagegen finden schon im Assessmentjahr schon das »akademische« Angebot »interessant, aber schwierig«.

Wenn wir diese Konstellation genauer in den Blick nehmen, dann sieht es so aus, als ob hier tatsächlich eine habituelle »Passform« zwischen den »Sendern« und »Empfängern« der Botschaften vorhanden ist, die aber *nicht* den Glauben an sie, sondern die *Distanz* zu ihnen implizit – und *faktisch* – prämiert: Ebenso wie die Schule »unschulischen« Qualitäten, Brillanz, Ungezwungenheit und »Leichtigkeit«, *aisance*, wie sie Selbstbewusstsein und Redegewandtheit als *Überbietung* des schulischen »Kanons« gegenüber reinem »Fleiss«, Bescheidenheit und »Folgsamkeit«, der *Dozilität* den Vorzug gibt, schwingen auch an der HSG *Idealbilder* im Selbstbild mit, die den eigenen, »bodenständigen« Anteil der Institution *sozial überrunden* – gerade die »selektionierten« Deutschen mit ihren »Handlungskompetenzen«, »Praxiskompetenzen« und »Sozialkompetenzen«, und eben nicht diejenigen, die »brav in der Bibliothek sitzen«, die Schweizer »Lämmer«, scheinen, bis auf einige Aussreisser, als paradigmatische Gruppe diesem »unschulischen« Idealbild perfekt zu entsprechen.

Ich meine, was, was natürlich an, an der HSG von, sozusagen von Anfang an gefördert wird, die Leute müssen auch präsentieren können. Und es genügt nicht, dass man brav in der Bibliothek sitzt und das alles sich einverleibt, sondern wir haben sehr viele handlungsorientierte Lehrformen und Lehrangebote, wo es darum geht, sei es Fallstudien, sei es Projektseminare, Integrationsseminare, was auch immer, wo wirklich sehr früh und immer wieder Handlungskompetenzen, Praxiskompetenzen und Sozialkompetenzen verlangt werden, und de facto gefördert werden.

Ehemaliger Prorektor HSG

Man wird hier schon auch dahin geführt, dass man eben gut präsentieren kann oder dass man gut Dinge darstellen kann, auch in vernünftiger Zeit oder dass man nicht zu kompliziert ist und so weiter. (…) Aber ich bin halt der Meinung, dass das etwas ist, was wirklich die Qualität der HSG ausmacht. Nämlich, am Anfang des Studiums, wenn die guten Deutschen studieren, die ja entsprechend ausgewählt werden, selektiert werden, die sitzen immer in der vordersten Reihe und haben die Hand hoch, bevor der Professor gefragt hat. Und die Schweizer sitzen da wie die Lämmer und die Schafe.

Und jetzt mal die Frage, was besser wäre, ein bisschen bescheidener oder ob so, wie es ist. In der Wirtschaft muss man natürlich schon auch ein bisschen sich ausdrücken können und so. Also ich glaube nicht, dass die Wirtschaft Bescheidenheit ausgesprochen belohnt.

Ehemaliger Rektor HSG

Instruktive empirische Bestätigungen dieses an der »akademischen« Seite der Institution völlig vorbei laufenden Einvernehmens sind vor allem von der ethnographischen Forschung zu erwarten. Allerdings genügt schon ein Blick in studentische Selbstdarstellungen, um den Realitätsgehalt dieser *Kollusion der Brillanz und Distanz* vor Augen geführt zu bekommen: Der ideale Student ist derjenige, dem es möglich ist, die schulischen Anforderungen nicht nur »locker in Teilzeit« bewältigen, sondern auch intellektuell relativieren zu können, der »Engagement« *jenseits* der »akademischen« HSG zeigt – und damit ihren *eigentlichen* Kern , nämlich die akademische Adelung *sozialer* »Kompetenzen« zum Sprechen bringt.

Vorbei, vorbei…

Die Kisten (nur drei) sind gepackt und Billy zerlegt. Der Zeitpunkt des Abschieds, von der HSG und St. Gallen, zumindest temporär, ist gekommen. Doch was wird von den drei Jahren Studium im beschaulichen Nest in der Ostschweiz bleiben?

Was die curriculare Seite betrifft, fällt die Betrachtung wohl etwas ernüchternd aus– denn auch an der HSG wird, wie an anderen Unis auch, nur mit Wasser gekocht. Offen zugegeben, als frischer Assessi war ich überzeugt davon, dass in den heiligen Hallen Flüsse der Weisheit plätschern. Im Nachhinein ist es in St. Gallen wie überall sonst auch: Es gibt zwar einige Fächer, die sich mit aktuellen Themen zu befassen versuchen, aber mehrheitlich solche, bei denen die KKarten des Vorjahres als Pflichtlektüre zur Note 5.5 (laut Notenskala Gut-Hervorragend) noch locker ausreichten. Immerhin dürfen wir in jeder Veranstaltung die gleichen Fragbögen zur Evaluation der Qualität ausfüllen – um vom nächsten Jahrgang dann zu hören, dass nichts geändert wurde. Angesichts der weder mit Vorankündigung noch mit Übergangsfrist durchgeführten »Reformen« ganzer Lehrgänge scheinen die Foliensätze der Profs erstaunlich persistent und resistent. Auch gut, denn das steigert den Zeitwert der benutzten Lernhilfen.

Trotz klarer Missstände im Inneren der Hallen sind mir diese aus architektonischer Sicht im Laufe meiner Anwesenheit doch etwas ans Herz gewachsen. Man möge es kaum glauben, doch in dem oft verspotteten Betonbunker liegt doch der eine oder andere Reiz – auch wenn die ergonomisch höchst fragwürdigen Bänke in den Hörsälen eine schlechte Vorbereitung auf den uns immer wieder versprochenen Chefsessel sind und das B-Gebäude, trotz versuchter Stilimitation, irgendwie aus dem Rahmen fällt. Ich bin gespannt, wie die sogenannten »Provisorien« in das Gesamtkonzept eingegliedert werden, denn diese scheinen aufgrund der herrschenden Platznot noch ein Weilchen in Gebrauch zu sein. Wieso keine Umgestaltung zu gestrandeten Schiffcontainern, wie es momentan hoch im Kurs ist – damit trotz des anscheinend stationären Tiefdruckgebietes über St. Gallen etwas Mittelmeerfeeling aufkommt?

Zugegeben, trotz meiner etwas polemischen Einstellung der HSG gegenüber, muss ich den extracurricularen Teil sehr loben – denn die Studenten sind ganz klar dafür verantwortlich, dass die HSG und St. Gallen noch nicht unter einer dicken Staubdecke liegen. Die abgelegene Lage der HSG hat so auch etwas Gutes, denn irgendwie muss man sich neben dem Studium ja beschäftigen. Dies führt zu einem regen Vereinsleben, das dank neuer Assessis jedes Jahr wieder aufblüht. Es ist auch den zum Teil etwas abstrusen Knospen, welche die üppige Vereinskultur treibt, zu verdanken, dass wirklich für jeden etwas dabei ist. Dieses ist wohl auch der Grund, warum ich die drei Jahre Brainwash in St. Gallen relativ unbeschadet überstanden habe, denn wer hat nebst Nebenjob und Verein noch wirklich Zeit, um sich mit dem Studium zu beschäftigen? Dies wäre dann wohl auch die treffendste Beschreibung für die von der HSG verliehenen Titel – es ist wohl der Abschluss mit dem besten Ruf, welcher sich locker auch in Teilzeit machen lässt.

prisma-Seite | Blog 2012

Wenn in solchen Stellungnahmen der »Achiever« selbst der »immer wieder versprochene Chefsessel« ironisiert wird, eine in dieser Hinsicht durchaus »systemkonforme« Distanzierung, die im Übrigen auch ein Licht auf die *expliziten* Erfolgsbotschaften im Rahmen der Lehre wirft, dann ist in der Tat der institutionelle Effekt wohl kaum im öffentlichen *Auftritt* der HSG, in ihrem »Schaufenster« für die »Masse« zu sehen, sondern in der impliziten Botschaft, der »Kollusion« zwischen den »Leistungsträgern« und der Universität, den »Exzellenten« und der »Exzellenz«, von der nicht nur beide profitieren, sondern beide deren *soziale* »Passform« unbewusst voraussetzen.

> Die erste Gruppe, so die absoluten Überflieger, die also die Assessment-Stufe mit Glanz und Gloria bestanden haben, dann Leute aus einer Gruppe, die die HSG-Assessment-Stufe nicht mit Mühe und Not, aber auch nicht glänzend bestanden haben, und dann Leute, die die Assessment-Stufe beim ersten Mal nicht bestanden haben. Ja, also Wiederholer. Und dann habe ich die interviewt, also nicht irgendwie wissenschaftlich, sondern sie halt zum Kaffee eingeladen und, und wie studiert ihr usw. Und dann habe ich tatsächlich drei ganz unterschiedliche Studierstrategien gefunden.
>
> Die erste Strategie habe ich die U-Boot-Studenten genannt. Das sind typischerweise Leute, also nicht nur vorwiegend Leute, die über die Ausländerprüfung an die HSG gekommen sind, haben auch ein paar Schweizer darunter gehabt. Aber die typischerweise in der Schule ein oder zwei Klassen übersprungen haben, also nicht wiederholt, sondern übersprungen haben. Und die sind, das U-Boot-Dasein sieht folgendermassen aus, sie sind 14 Tage an der HSG, dann merken sie wie, der Hase läuft, dass sie keine Probleme haben, A dem zu folgen, was der Typ am, am Katheder da auch erzählt und B, was in der Übungsunterlage und in de Lehrbüchern steht. Und dann machen sie für den Rest vom Semester, machen sie, was sie interessiert. Und dann machen sie die Prüfung, und die machen sie dann hervorragend. (…)
>
> Und die zweite Gruppe, die, die die Assessment-Stufe gut bestanden haben, nicht glänzend bestanden haben, sind jene, die sozialen Intelligenzler. Die brauchen vielleicht drei Wochen oder vier Wochen, aber dann, spätestens dann haben sie einen stabilen Freundeskreis von vier/fünf Leute gefunden, wo sie sich dann die Arbeit aufteilen und sagen: Du gehst in die VWL-Vorlesung, du gehst in BWL-Vorlesung und gehst in die Jus-Vorlesung usw., du gehst in Mathematik und zwei Mal in der Woche trifft man sich zum Bier oder irgendwas. Und, und dann wird berichtet, hat der, hat der XY in seiner Mathe-Vorlesung, hat der genau das gemacht, was in der schriftlichen Unterlagen steht. Und wenn die Antwort ist: Ja, dann brauchen wir ja nicht hingehen. Dann machen wir die Übung unter uns usw.
>
> Und dann die dritte Gruppe, das sind die Mitleidsstudenten gewesen, die die Assessment-Stufe wiederholt haben. Die waren da üblicherweise von der Matura-Note jetzt nicht die, die glänzenden Schüler, sondern auch so eher wie ich die Matura gemacht habe. Und denen ihr Problem ist nicht irgendwie Intelligenzproblem gewesen, sondern ein Arbeitsorganisationsproblem. Es ist schlicht nicht möglich, aber wahrscheinlich ist das auf keiner Universität so, in der verfügbaren Zeit Vorlesungen vorzubereiten, in irgendeiner Form. Die Vorlesungen und Übungen zu besuchen und die Vorlesungen und Übungen aufzuarbeiten, in einer, in einer Form, dass es sich gelohnt hat, in die Vorlesung gegangen zu sein. Und die Mitleidstudenten, das sind die Studenten, die in jede Übung, in jede Vorlesung reingehen. Und wenn ich dann gefragt habe: He Kameraden, habt, könnt ihr euch eigentlich vorbereiten? Nein, wir haben da keine Zeit! Bei so viel Stoff, bei so viel Vorlesungen, könnt ihr die Übungen und die Vorlesungen eigentlich nachbereiten? Nein! Also sie hocken drinnen, da rein, da raus und, und wenn es auf Prüfungen zugeht oder so, dann stehen sie wie der Ochse vorm Berg. Und dann habe ich gefragt: Wieso bleibt ihr dann eigentlich in so einer Übung oder in so einer Vorlesung? Einer hat gesagt aus der Gruppe: Ja, ursprünglich waren wir, in unserer Übungsgruppe waren wir 22 und jetzt sind wir bloss noch acht, und wenn ich jetzt auch noch ginge, dann wäre der Dozent traurig.
>
> Ehemaliger Rektor HSG

Dass die Institution in derartiger Weise einen *stillschweigenden Konsens* über die »Redundanzen« ihrer »schulischen« Anforderungen für ihre »Leistungsträger« schliesst, dass die gezielte Vermeidung »schulischer« Wege zum Erfolg den »persönlichen« Herausforderungen der »Exzellenten« zugerechnet wird, dass dabei die »akademische« Seite des pädagogischen Vermittlungsprozesses als nachgerade marginal erscheint, vielmehr ihre bewusste, »grenznutzenorientierte« Behandlung das *vorbildliche* Muster studentischen Verhaltens abgibt, all dies verweist auf einen Zusammenhang, der unter dem allgegenwärtigen Begriff der »Leistung«, der Leistung *sine qua non*, der Leistung und natürlich auch des »Engagements«, ohne genauere inhaltliche Spezifizierung, einen ganz bestimmten *sozialen Typus* auch *normativ* belohnt – und lässt in den Darstellungen der »Auswüchse« dieses Modells die »vereinzelten« Erscheinungen von »Arroganz« als notwendige Übel einer Institution aussehen, die mit ihren »Botschaften« die Masse der »Mittelmässigen« notgedrungen zwar auch erreicht, ihre »Exzellenz« aber mit der Anwesenheit einer sozialen Gruppe erkauft, die der »Bodenständigkeit« der Institution selbst den Anschein von »Mittelmässigkeit« verleiht. Weil aber nicht nur der stillschweigende Konsens mit dieser Klientel zur *Bestandsvoraussetzung* der »Marke« HSG gehört, sondern auch *normativ* mitgetragen wird, werden hier *forcierte Ambitionen*, solche, die sich vor allem in *sozialer Leistung*, oder genauer, in »Überleistung« ausdrücken, zur bestimmenden Grösse.

»Simply the Best«: Forcierte Ambitionen als sinnstiftende Norm

Wenn man sich die Interviews mit den HSG-Verantwortlichen auf die überall hervortretende semantische Verbindung von »Leistung« – und »Engagement«, das mehr oder weniger explizit mit »Leistung« gleichgesetzt wird – und der »Besonderheit« sowohl der Hochschule als auch ihrer Klientel ansieht, dann tritt diese forcierte Ambition tatsächlich als *sinnstiftendes*, und zwar *gemeinsames* Moment der institutionellen *und* individuellen Identität in Erscheinung. Dieser »Leistungsgedanke« ist derart bestimmend, dass die erwartbaren *Erträge* dieser Ambitionen fast zur Randnotiz absinken, nur selten und dann eingerahmt von »Interessen« und »Praxisbezug« thematisiert werden, obwohl sich annehmen lässt, dass dieser Aspekt den Befragten vollkommen bewusst ist.

> Leistungsfähig, leistungswillig. Und natürlich visiert man eine, eine Karriere an, die irgendwo im Management... Man will anspruchsvolle Führungspositionen erreichen können (…) Erfolgsstreben, das Erfolgsstreben ist, denke ich, auch ein wichtiges Kriterium.
>
> Ehemaliger Prorektor HSG
>
> Die Studenten sind nicht da, weil sich es einfach so ergeben hat und so gehört, dass man heutzutage studiert, man will, man will was erreichen.
>
> Ehemaliger Rektor HSG
>
> Ja, jemand der wirtschaftlich oder rechtlich interessiert ist. Zweitens, der ja… eine spätere Karriere im Auge hat, in der Hierarchie, der, etwas nach oben zu kommen, der gerne akademisch sich auf Feldern betätigt, die relativ nahen Bezug haben zur realen Welt, zur Praxis haben.
>
> Ehemaliger Professor HSG

Um diese forcierten Ambitionen spannt sich dann ein ganzes semantisches Feld auf, das die typischen verbalen Sublimierungen enthält, mit denen die *soziale Prätention* in Merkmale der »vita activa« überführt wird: Die Studenten wollen »etwas bewegen«, sind »unternehmerisch« ausgerichtet, müssen »Stehvermögen« an den Tag legen, ihre »Meinung vertreten« können, »anpacken« und »vormachen«, sich »durchsetzen« können und »wollen« – nicht zuletzt im Hinblick auf die Anforderungen der »Praxis« in späteren Positionen.

> Aber was natürlich de facto so als Idealbild von HSG-Studierenden angesehen wird oder auch sich so entwickelt hat, das sind sicher Leute, die intellektuell sehr leistungsfähig sind, die aber insbesondere auch sehr unternehmerisch ausgerichtet sind. Also Leute, die etwas tun wollen, die etwas bewegen wollen, die nicht nur studieren wollen und klüger werden wollen, sondern die, die Sachen in der Welt bewegen wollen.
>
> Ehemaliger Prorektor HSG
>
> Die HSGler sind meistens, wenn man sie sieht, sie machen so einen zupackenden Eindruck, also wenn man sie ins Team rein nimmt oder so. Das sind nicht Leute, die sich verstecken.
>
> Ehemaliger Rektor HSG
>
> Aber letztendlich müssen sie es auch irgendwie, es ist natürlich schon hart, die Konkurrenz ist schon hart, da müssen sie sich schon, schon durchsetzen können und wollen.
>
> Wir, wir holen die Besten hier hin. Und die, die haben die Motivation und die Energie und die wollen es wirklich. Und da muss man nicht staunen, dass die, wenn die hier hingehen, dass die das dann auch hier während der Ausbildung wollen.
>
> Professor HSG
>
> Ich meine, sicher, was sie haben müssten, ist ein Stehvermögen, das ist schon sehr anspruchsvoll, um all diese Prüfungen und alles wirklich durchzustehen in vernünftiger Zeit
>
> Dann die nächste Frage, dass sie sehr gut argumentieren kann und gut begründet argumentiert, dass sie eben Unternehmergeist an den Tag legt und Dinge auch anpacken will und vormacht oder so. Das sind so die Eigenschaften und das sind ja auch dann die, die letztlich von den Firmen gefragt sind.
>
> Jetzt kann man natürlich sagen, ja gut, das ist, life is competition. Weil, wenn sie nachher in die Wirtschaft gehen, wird es auch nicht besser. Dann ist man einigermassen vorbereitet, oder? Drum ich meine, klar, es wäre wahrscheinlich angenehmer, wenn man ruhiger und relaxter studieren könnte so. Aber ich glaube, die Wirtschaftswelt ist einfach… Es ist unglaublich, was da natürlich verlangt wird oder. Da kommt man einigermassen gut gerüstet hin oder man hat falsche Erwartungen.
>
> Ehemaliger Rektor HSG

Gleichzeitig geht eine klare Vorstellung vom »Mechanismus« dieser Leistungserbringung, nämlich der *bewussten Selektion* durch die Hochschule selbst und der »Selbstselektion« potentieller Studenten angesichts der von HSG ausgegebenen Botschaften – einschliesslich der *sozialen* Aspekte dieses Zusammenhangs – immer wieder in eine Mischung von positiver »Schicksalsergebenheit« und normativer Prämierung der »Leistungsfähigkeit« *an sich* über.

Denn der soziale Typus der »Leistungsträger« wird recht eindeutig identifiziert, auch im Gegensatz zu den »anderen«: Über die Heterogenität der Studentenschaft – und die positive Konnotierung einer bestimmten Gruppe – besteht kein Zweifel.

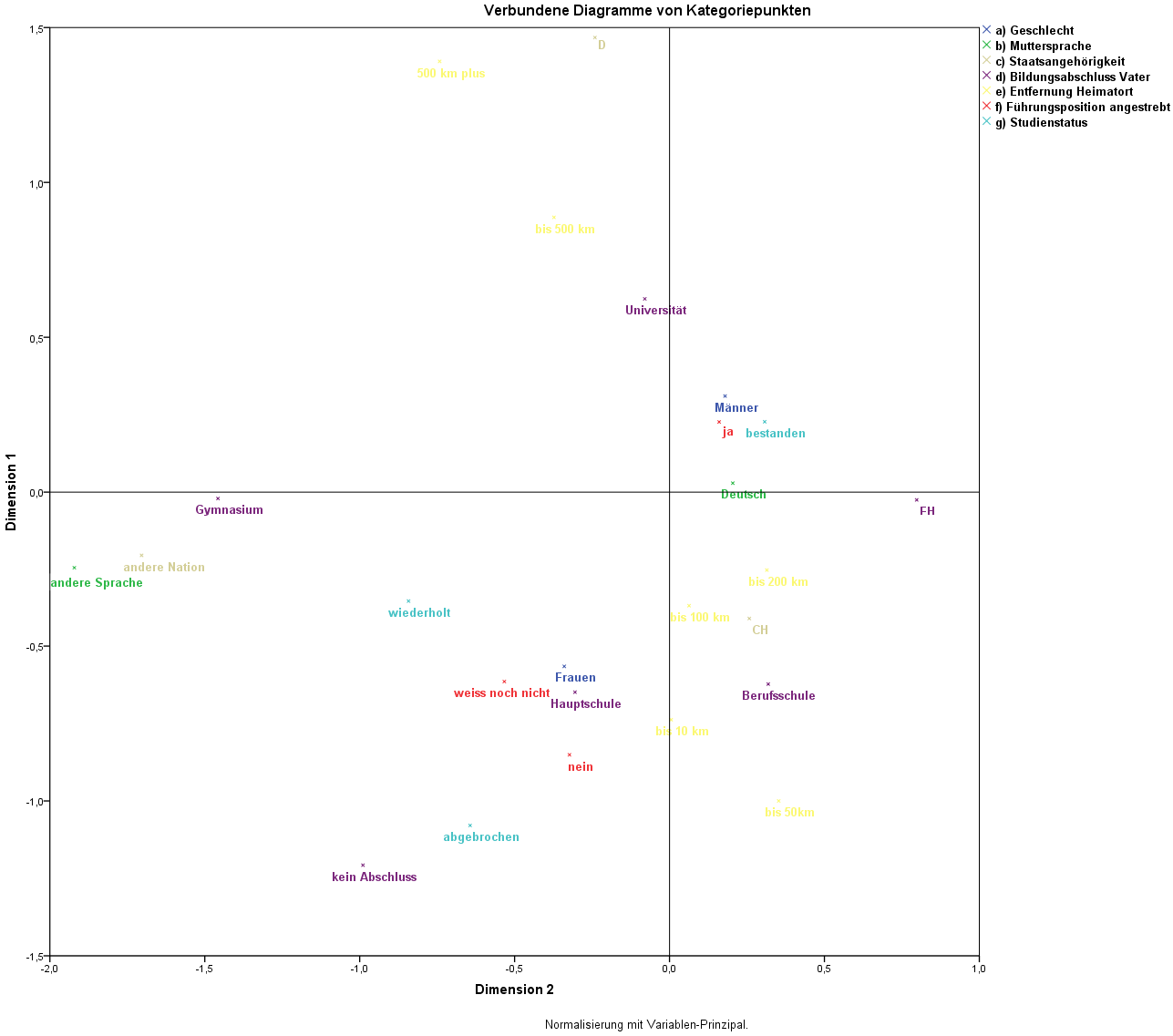
> Es kommen auch typischerweise eben Kinder aus wohlhabenderen Schichten, aus besseren Schichten. Und hier auch häufig schon in der zweiten Generation, also da waren die Eltern schon da. Also das ist wirklich eine sehr starke Verbundenheit in dem Sinne mit der HSG, mit dem Ort Sankt Gallen, mit der Ausbildung, mit dem, was hier vermittelt wird, also einer sehr pragmatischen wirtschaftsnahen Ausbildung.
>
> Also was es hier für Gruppen gibt unter den Studierenden. Also ich, ich denke, die Gruppe der tonangebenden Deutschen ist sicher eine sehr starke Gruppe. Und dort wird es vereinzelte Leute aus anderen Nationalitäten dabei haben, aber wahrscheinlich nicht viele. (…) Daneben gibt es die, die grosse Masse der Schweizer, die wahrscheinlich sehr divers ist, die sehr viel ruhiger ist, die sehr viel weniger auf dem Campus präsent ist, weil die am Wochenende wieder gehen und die haben ihre anderen Lebenskreise. (…) Ich denke, da gibt es eine Gruppe, eine grosse Silent Majority, würde ich mal sagen, an Schweizern, die, die in sich durchaus ja unterschiedlich sehr unterschiedlich auch gestaltet sind. Da spielt dann die regionale Herkunft wahrscheinlich die, den entscheidenden Unterschied, ob das Züricher sind oder ob das Innerschweizer sind oder Tessin oder was auch immer.
>
> Ehemaliger Prorektor HSG
>
> Also da ist sozusagen, da stellen wir Kulturdifferenzen fest, innerhalb der Studierendengruppe, die deshalb so pointiert formuliert werden, weil aus der Gesamtstudierendenschaft die Gruppe der Nicht-Schweizer, die stark durch die Deutschen dominiert wird, im Durchschnitt einen anderen sozialen Hintergrund hat als die Gesamtstudierendenschaft, vornehmlich aus relativ wohlhabenden konservativen bürgerlichen Familien kommt, aus Grossstädten.
>
> Gastprofessor HSG
>
> Da ist die Studentenschaft so aktiv. (…) vom Campusleben sehr ausgeprägt und, und die Studierenden sind da, die kommen, weil die tendenziell aus mittleren Oberschichten kommen und manchmal eine Selbstsicherheit haben (…) Man kann mit allen Leuten reden, aber eine Art Selbstsicherheit, die mit diesen Schichten zu tun hat. Aber die dafür auch wieder ein Unternehmergeist haben, ein Selbstvertrauen haben, das zu enorm vielen Aktivitäten führt, und zu enorm viel eben Unternehmergeist.
>
> Professor HSG

Ebenso klar wird gesehen, dass die *sozialen Prädispositionen* bei den »Leistungsträgern« eine entscheidende Rolle spielen, dass an der HSG in dieser Hinsicht durchaus eine »Milieufindung« stattfindet und insgesamt diese Konstellation eine Art »unabwendbaren« Charakter aufweist.

> Aber ich finde persönlich, das ist nicht eine Frage der Uni, sondern das ist eine Frage der Erziehung, des Elternhauses oder wenn man von zu Hause eine gesunde Bescheidenheit mitgekriegt hat, wenn man nicht an der HSG. Also ich, von mir aus gesehen hat das Elternhaus sehr, sehr viel damit zu tun.
>
> Ehemaliger Rektor HSG
>
> Und von daher glaube ich eigentlich, dass wir keine Elite produzieren, sondern, was immer das ist, die Leute kommen entweder als, mit diesen Attributen oder mit diesen Eigenschaften ausgestattet an die HSG und, und hier haben sie die Möglichkeit, die, die zu verfeinern, zu sublimieren, zu perfektionieren, oder sie, oder sie kommen nicht mit diesen Eigenschaften hier her. (…) Also von daher, ich glaube auch nicht, dass wir Elite selektieren, sondern wenn wir eine, eine Elite-Universität sind, dann selbstselektiert sich die Elite. Also, weil bestimmte Typen suchen sich.
>
> Ehemaliger Rektor HSG
>
> Das sind Prädispositionen plus Beschleunigung. Ich glaube, wir müssen schon realistisch sein, bei 18 bis 20-jährigen Jungen Menschen, die hier zu uns kommen für den Bachelor, 22 bis 28-Jährige für den Master, 24 bis 30-Jährige für die Promotion, ist unser Einfluss nur noch ein modellierender, kein grundsätzlicher mehr. Die grundsätzlichen Themen sind in den, in den früheren Entwicklungsphasen angelegt und abgeschlossen.
>
> Letztendlich kann man natürlich dann auch sagen, zumindest was diese bestimmten, nochmal Eliten innerhalb der Gruppe der Studierenden angeht, dass nicht der Zufall dahin spielt, dass der Sohn von Herrn X nach Sankt Gallen kommt. Dass die Institution also sich so rekrutiert, dass Prädisposition, Herkommen, die dann hier wie in einem Treibhaus nochmal zum blühen gebracht werden.
>
> Gastprofessor HSG

Diese vollkommen realistische Einschätzung der »Passform« zwischen *sozialer Institution und sozialem Individuum*, mit der man an der HSG rechnen *muss* und mit der gerechnet *wird*, zeigt sich auch schon bei den Studierenden im Assessmentjahr (Graphik 8). Gefragt, ob für die »Einsteiger« ins HSG-Studium das Erreichen einer »Führungsposition« ein »erstrebenswertes Ziel« sei, ergibt sich bei einer Korrespondenzanalyse der Daten aus dem Student Monitoring das erwartbare Bild einer explizit positiv reagierenden Population männlicher, mit gehobenem familiären Bildungshintergrund ausgestatteter, deutschsprachiger und nicht regional verankerter Studenten – mit einer massiven Beziehung zur *Bestehenswahrscheinlichkeit* in diesem »leistungsselektiven« Studienabschnitt.

Graphik 8: »Führungsposition« – Assessment-Studenten 2011/2012 – Multiple Korrespondenzanalyse



Dass diese *tonangebende Gruppe* nicht nur im gesamten öffentlichen Auftritt und seinem Diskurs von Exzellenz und Erfolg angesprochen, sondern auch *bewusst ausgewählt* wird, verfestigt sich dabei zu einer fast »selbsterklärenden« argumentativen Figur: Der Selektionsprozess bei den Ausländern über die Zulassungsprüfung ist aufgrund der Quotierung »notwendig«, führt aber der HSG genau jene Klientel zu, die dem Idealbild des »leistungsstarken« und »engagierten« Studenten entspricht. Die damit einhergehenden *Ambivalenzen* dieses für die Strukturlogik, die Daseinsberechtigung der Hochschule ganz entscheidenden Zusammenhangs, nämlich die Tatsache, dass mit einer solchen Auslese auch ein bestimmter, *sozial* konnotierter Typus zur dominierenden Figur auf dem Campus wird, scheinen zwar immer wieder durch, bleiben aber angesichts eben dieser »lebenswichtigen« Konstellation nur in ihren »Nebenwirkungen« diskutierbar – von der Feststellung, dass die HSG etwa mit der »Startwoche« gerade diesen Typus anspricht, dessen Dominanz aber einer »guten Durchmischung« nicht im Wege stehen

sollte, über die Meinung, dass die »motivierende« Wirkung dieser Gruppe auf andere einen »ganz guten Mechanismus« darstellt, bis hin zur halb eingestandenen Vergeblichkeit, diesem dominanten Segment andere als Erfolgskriterien »beibringen« zu können, wird klar, dass wir es hier mit einer geradezu »schicksalhaften« Liaison zu tun haben.

Und was dann natürlich passiert, ist, denke ich, der Selektionsprozess an der HSG selber. Ich denke, da spielt die Startwoche auch eine ganz grosse Rolle. Wo so ein bisschen so dieser Geist, dieser Hype, der Spirit geschaffen und vermittelt wird. Und wo eigentlich von Anfang an auch signalisiert wird, hier wird an realen Problemen gearbeitet, aber ihr müsst selber in die Gänge kommen und müsst was leisten. (…) Also dann am Ende der Woche, wo dann das grosse Gespräch mit den Experten kommt, die dann die, die besten Arbeiten beurteilen. Also es wird, wird von Anfang an Leistung, aber auch die Nähe zu den, zu den Erfolgreichen oder zu dem, zu den Grossen von Anfang an signalisiert und vorgelebt.

Ich denke, es ist nach wie vor wichtig, dass wir eine, eine gewisse Mischung haben, selbst wenn es ein dominantes, dominantes Segment hat, was zumindest tonangebend ist. Ob es quantitativ, ich weiss nicht einmal, ob es quantitativ dominierend ist. Aber es ist sicher tonangebend. Also wenn ich eine normative Vorstellung äussern müsste, würde ich sagen: Wir brauchen unbedingt eine gute Durchmischung. Weil jegliche eindimensionale Ausprägung von so einer Kultur wäre negativ und wäre auch kontraproduktiv, wäre auch nicht, auch nicht, würde niemanden helfen, auch den Studenten nicht.

Ehemaliger Prorektor HSG

Und die Schweizer sitzen da wie die Lämmer und die Schafe. Und nach einer gewissen Zeit, so nach einem Semester, sagen die, was die können, das können wir auch. Und die Schweizer bauen sich an den Deutschen auf und deshalb ist das nämlich, das sehr selektive System der ausländischen Studierenden, finde ich, für die HSG letztlich ein guter Mechanismus. (…) Ja. Und ich meine, diese deutschen Studierenden, die sind ja sehr selbstbewusst und wie die daher kommen. Und die Schweizer hingegen, wenn wir anfangen, wenn die frisch von der Matura kommen, eben nicht so. Und drum, die bauen sich dann ein bisschen auf und das finde ich einen ganz guten Mechanismus.

Ehemaliger Rektor HSG

Ich glaube, dass das Assessmentjahr und die relativ hohe Anzahl an Deutschen Studenten, die ja ganz bewusst hierhin zum Studieren kommen, wo auch eine relativ starke Selektion dahintersteht und die Deutschen sich generell aktiver beteiligen, auch für die Juristen, die weitestgehend Schweizer sind, sich eine gewisse motivierende Wirkung zeigt.

Professor HSG

Das heisst, wir wählen nur beschränkt aus. Wir können in der Schweiz auch nicht wählen, die kommen zu uns. Die haben, die kommen zu uns, weil die gewisse Interessen haben. Und weil die gewisse Erwartungen haben. Und wenn wir das natürlich nicht bieten können, gehen sie anderswo hin. Ich meine, da gibt es einen, einen, einen Markt. Da muss, also deshalb, man muss innerhalb dieses Rahmens versuchen, trotzdem gewisse Akzente zu setzen, durch Kontaktstudium zum Beispiel, eben durch, durch Themen wie Verantwortlichkeit. Und das irgendwie durch die, in die Vorlesungen fliessen zu lassen. Man muss versuchen, dass etwas impliziter zu machen und vor allem nicht als Pfarrer wahrgenommen zu werden. Das Allerschlimmste ist, man wird als Pfarrer gesehen.

Professor HSG

Die besondere Qualität des Studiums macht eben aus, dass es weit mehr ist als ein Fachstudium und das damit alle, die, die hier studieren sich als erstes die Frage stellen müssen, will ich einen Auswahlschritt mit der Assessment-Stufe im ersten Jahr oder nicht. Wenn ich ein Risikovermeider bin, dann sage ich, dann gehe ich irgendwie an eine andere Uni, dann habe ich diese Hürde nicht. Ich glaube, das spielt schon eine Rolle, und will ich damit ein Viertel zwangsweise fachfremd studieren müssen. Und dann habe ich ja die dritte Frage noch, will ich eine Uni, die so viele Ausländer hat und namentlich so viele arrogante Deutsche. So, ich muss mich zu allen drei Punkten verhalten. Wenn ich bei allen drei Ja sage, dann, das ist schon glaube ich, das ist gut. Damit hat man eine sehr, das sind starke Signale…

Gastprofessor HSG

Diese von der HSG ausgesendeten »starken Signale« zeigen in der Tat ihre Wirkung: Die studentische Population, das »Publikum«, ist zwar im Hinblick auf die sozialen Hintergrundsmerkmale durchaus »heterogen«, mit eben jenem selbst von den HSG-Verantwortlichen als *Dichotomie* wahrgenommenen Erscheinungsbild der »Deutschen« und der »Schweizer«. Aber auch *insgesamt* ist die studentische Klientel, wie jede bloss »ethnologische« Komparatistik im Hinblick auf die äusserliche Erscheinung und die »innere« Haltung, auf *Hexis* und *Habitus* schon nahelegt, die Tendenz zu einer von den tonangebenden Gruppen beispielhaft verkörperten Konventionalität, die eben gerade damit zusammenhängt, dass die »Marke« HSG spezifische *soziale Erwartungen* in erkennbarer Weise bündelt – der »lack of diversity« hängt nicht nur mit der Tatsache zusammen, dass die HSG letztlich keine *Universität* ist, sondern eine *Wirtschaftshochschule*, sondern mit ihrem *besonderen Status*.

Wir, wir als HSG ziehen halt ein gewisses Publikum an. Ich habe, ich habe (…) studiert in X. Da ist, Diversität ist angesagt. In jeder Hinsicht, politisch, sozial, ethnisch, kulturell. Da habe ich in einer WG mit einem Chemiker, mit Medizin-Studenten, mit Kunst-Studenten, mit Anthropologen, mit VWLern usw. gelebt. Das war ein, ein Durcheinander. Aber dafür schön. Da gab es bunte Vögel und da gab es Typen, das kann man kaum glauben… Dann bin ich an die HSG gewechselt. Und ich war, ja, ich war überrascht vom Lack of Diversity. (…) Aber vor allem auch einfach die schrägen Ideen, die manchmal total interessanten und manchmal dummen dilettanten Köpfe und Ideen…

Professor HSG

Dann fällt natürlich auf, dass muss man sehen, dass die Geschlechtsverteilung nicht paritätisch ist, Das ist sehr auffällig für mich. Und auch sozusagen erstaunlich, das ist eigentlich wie in einer technischen Disziplin hier eher, von der, von der Quotierung. (…) Wirtschaftswissenschaften sind insgesamt männlicher, aber es ist hier nochmal besonders.

Gastprofessor HSG

Dass diese für die HSG *konstitutive* »Auswahl« der Klientel eine ganze Reihe weiterer Ambivalenzen generieren muss, ist deshalb offensichtlich, weil die spezifische Population der »Leistungsträger« mit ihren forcierten Ambitionen in materieller wie symbolischer Hinsicht eindeutig identifizierbare *soziale Erbschaften* »zeigen«, die nicht nur das »Problem« der *faktischen Heterogenität* der Studentenschaft, gerade auch in Form des *Ressentiments*, immer wieder aktualisieren – die Verantwortlichen der HSG sehen diesen Punkt jedenfalls genau, legen aber nahe, dass angesichts der besonderen *Performanz* der »Spitzengruppe« bei den *Leistungen*, nicht ihrer *Dominanz* im Hinblick auf die *soziale Erscheinung*, dieses Ressentiment der »Phlegmatischen« und »Untalentierten« im Grunde dem »Talent« gilt.

Und damit werden, werden Verhaltensmuster oder Distinktionsformen, die dort geprägt werden, sozusagen symbolisch überhöht. Das ist, das kann man so formulieren. Es ist naheliegend, das zu tun. Das befreit auch, das hilft auch. Aber das trifft nicht den Kern des Problems. Das ist sozusagen ein Oberflächenbeschrieb aus einer ganzen Reihe von Gründen.

Da gibt es, glaube ich, eine sehr, also hier gibt es, glaube ich, sowohl eine Spitzengruppe, von denen, die sich engagieren, was typisch ist für Elite- oder konnotierte Elite-Einrichtungen, die ganzen Harvard-Clubs und, und, und. Oder auch Oxford, oder auch die Grandes écoles. Aber ich habe auch eine Gruppe, eine nicht so kleine Gruppen an Egoisten und Optimierern, die eigentlich entweder gar nicht die Voraussetzungen hätten für das Studium, aber sozusagen es unbedingt versuchen wollen, und dann denken: Oh, die anderen, die haben so viel Talente und so viel Geld und, und, und. Das ist schon eine, das ist eine belastende Gruppe natürlich. Weil die dann auch häufig versuchen müssen, wie komme ich überall mit einem minimalen Aufwand durch.

Gastprofessor HSG

Die kommen mit einem, mit einer anderen Energiegeladenheit hier her als jemand, ein Schweizer, der in XY aufgewachsen ist, und sich überlegt, überlegt hat, ob er jetzt in Zürich zum Studium geht oder, oder ob er an die HSG geht. Und dann irgendwie eine Münze geschmissen hat und dann an die HSG gekommen ist. Das ist der eine Punkt. Und, und mit der Zeit kristallisiert es sich heraus, dass es auch an der HSG viele Leute gibt, die halt anders, anders aufgeladen sind, und wo der Eindruck gewonnen wird, die nutzen die Institution nur aus. Oder sie sind so lethargisch und phlegmatisch, dass sie eigentlich nicht einmal wahrnehmen, was ihnen, ihr Staat eigentlich in der HSG zur Verfügung stellt. Und umgekehrt ist natürlich aus, aus einer gewissen, aus einem gewissen schlechten Gewissen heraus, dass man irgendwann gewonnen hat im ersten viertel Jahr an der HSG, wenn man sieht, wie sich, wie sich andere reinhängen, sucht man nach einer Distinktionsstrategie und, und sagt: Jetzt schau Dir mal die Schnösel an! Und das ist, ich glaube, dass das der eine Punkt ist.

Was mich also richtig betroffen gemacht hat, das war im letzten, nein Anfang diesen Jahres und Ende letzten Jahres jetzt die Diskussion um die zweimalige Verdoppelung der Studiergebühr. Und ich habe eigentlich, ich habe eigentlich, ich habe das nicht, nicht damit gerechnet, dass das wirklich zu Feindschaft unter den Studenten führt, in dem Sinne. Also ich hätte es noch verstanden, wenn jetzt die typische Haltung von, von einem Schweizer Student gewesen wäre: Du, es tut mir leid, aber das ist halt so! Aber das war eher so, so selbstverständlich, ist doch gut, dass ihr mehr zahlt. Ihr zahlt, für euch zahlt niemand den Kantonsbeitrag. Es gibt, es gibt einen objektiven Grund zu sagen, dass Ausländer höhere Studiengebühren zahlen müssen. Aber das ist halt einfach, das ist halt einfach der analytisch objektive Teil und da gibt es noch einen zwischenmenschlichen Teil, und der hat da offensichtlich nicht so funktioniert.

Ehemaliger Rektor HSG

Sondern auch das *Selbstbild der Institution* wird durch diesen Zusammenhang insofern auf die Probe gestellt, als die dadurch *faktisch* naheliegende Frage nach dem »elitären« Charakter der HSG, gerade auch angesichts der »Klischees« über ihre Klientel, notwendig relativierende Stellungnahmen nach sich ziehen muss – über ein in der Tat »klischeehaftes« Bild der Universität und ihrer Studenten, mit dem nur die »Auswüchse« einer sozialen Konstellation getroffen scheinen, die selbst allerdings *konstitutiv* für den im Begriff der »Leistung« verdichteten Legitimationsanspruch bleibt.

Die HSG hat von aussen wirklich ein bisschen was Elitäres, aber wir versuchen eben wirklich, das anders zu leben, meine ich, an der HSG. Ich finde es halt keine schlechte, für mich nicht nur negative Aussage.

Ja, gut, ich meine, das gab es schon immer. Also ich meine, als ich hier schon studiert habe, war das so, dass die Deutschen mit dem Porsche und so oder, oder in der Sonne, während die anderen studiert haben und so. Das gab es immer, diese Leute. Es sind einfach einige wenige, die dann nachher das Bild prägen.

Ehemaliger Rektor HSG

Das ist noch schwierig zu sagen. Das Bild, das sie von aussen hat, von nicht ökonomischen, nicht wirtschaftsorientierten Disziplinen, ist das: Die Mehrbesseren studieren hier, es sind alle daran interessiert, wie man möglichst schnell viel Geld verdient. Sie hat nun man diesen Ruf, den sie vermutlich nicht ganz zu Unrecht hat, wenn man sich rein die Studenten von ihrem Äusserlichen her anschaut, dann unterscheiden sie sich eben schon von der Studenten der Uni Bern oder der Uni Zürich.

Das trifft auf gewisse Individuen zu. Ich habe also auch bereits schon jemand gehabt, der mit dem Maserati oder Bentley an die mündliche Prüfung kam. (…) Das war aber ein Schweizer (…) Ich frage mich eben einfach, dass wenn die Leute bereits während dem Studium so unbescheiden sind, wie sie wohl später sind. Es ist schon… In solchen Momenten frage ich mich schon…

Professor HSG

Elitär? Wissen Sie, da kommt mir manchmal, was muss man dazu sagen? Ich finde das alles Plattitüde. (…) Und Segelschuhe, Kragen hoch? Nein, ich finde das alles, ehrlich, ich finde es Bullshit. Ich finde das so, ja natürlich gibt es das. Die Frage ist, ob man sich davon beeinflussen lässt. Ich als Studierender habe da auch damals nicht mitgemacht mit diesem Zeug. (…) Und dann kam ich plötzlich doch wieder einfach rein, wo gerade diese Typen da aufgetaucht sind und habe ich gelernt, das ist alles Management of Appearances. Und dann geht man gleich ein bisschen tiefer, und dann hört das schon auf. Also, wenn man nur die Oberfläche sieht und nicht weiter schaut, dann hat man vielleicht selbst ein Problem. (…) Ja, das stimmt schon, einige wenige, arrogante, das stimmt. Hauptsächlich, ja, nein, das finde ich Bullshit. Also ehrlich gesagt.

Professor HSG

Ja, also, da muss ich wirklich, das ist ein Klischee. Das, wissen Sie, es ist nicht ganz, ein Klischee ist ja nie ganz daneben, oder. Aber so, in dieser Pauschalität, oder, alle seien so. (…) Das ist ganz klar, dass vielleicht in einer theologischen Fakultät anders läuft, ich weiss es nicht. Ich habe nie Theologie studiert. Aber ich muss Ihnen ehrlich gestehen, ich, ich erschrecke unter diesem Satz nicht so wahnsinnig. Und andererseits, wenn ich genauer hinschaue, glaube ich nicht, dass das einfach generell so was gesagt werden. Ich würde das differenzieren.

Ehemaliger Professor HSG

Die hier als »Ausnahmen« thematisierten Erscheinungen sind also das oft auch persönlich irritierende, aber »notwendige Übel« einer sozial hoch definierten Formation, in der die spezifische gesellschaftliche Herkunft eines dominanten Segmentes der Studentenschaft für *gesteigerte Ambitionen* bürgt und damit der gegenseitigen Legitimierung von Institution und Individuum ein sinnstiftendes Dispositiv bereit stellt, das in vielfältigen Abwandlungen Selbstbild und Botschaft der HSG gleichzeitig beschreibt – darauf »fixiert«, das »Optimale« für sich »herauszuholen«.

Das, durch die, durch das, durch die Konstruktion des Studiums, also wobei ich jetzt nicht damit behaupte, dass das an anderen Unis, an keiner anderen Universität nicht auch möglich wäre, ist das, also die Verbindung von, von den Regeln, von den Studienregeln in Verbindung mit diesem, mit diesem Sendungsbewusstsein in eigener Sache, viele Studenten, die hier herkommen, die wollen, die wollen ihr Studium nicht irgendwann abgeschlossen haben, also wie so das, das die übliche Vorstellung ist vom Studium irgendwo, sondern, sondern da ist, da gibt es auch so, so Idealstudienpläne mit. In dem Semester gehst du auf die Bachelor-Stufe in Austausch, dort machst du, in dieser Sommerpause machst Du ein Praktikum, obwohl es nicht vorgeschrieben ist, dann die Bachelor-Arbeit schreibst du am besten in diesem Zeitfenster usw. Und auf der Masterstufe gehst du zum zweiten Mal in Austausch und... Also die Leute sind, die sind total drauf, oder viele, die ich erlebe, sind richtig drauf fixiert. Sie haben Stress, kein Studierstress im Sinne von, von, ich kann das nicht bewältigen, was in der nächsten Prüfung ansteht, sondern sie haben Stress, das Optimale für sich herauszuholen aus dem Gesamtangebot der HSG.

Und, und durch diese, durch diesen Selbststress, den sich die Leute geben, führt das natürlich auch wieder dazu, dass sie, dass sie effiziente Formen suchen, ihre Ziele zu erreichen. Weil wenn sie es effizient machen, können sie nochmal einen Verein mehr machen, das nochmal mehr usw.

Eine Dimension haben wir schon angesprochen, nämlich die, die Aufnahmeprüfung. Die kommen her, also die Deutschen, an eine sogenannte Elite-Universität, an die sie sich beworben haben, weil sie geglaubt haben, dass es eine Elite-Universität ist. Und sie haben es geschafft, und es ist objektiv gesehen, nicht einfach, diese Aufnahmeprüfung zu bestehen. Und, und da kommen sie hier her. Und sie kommen mit dieser Einstellung hier her, dass ist uns nicht geschenkt worden, sondern wir mussten uns das erarbeiten.

Ehemaliger Rektor HSG

Insofern ist diese *Leistungsphilosophie* (»Und hier, weil selektiert wird, kommen natürlich extrem Leistungsstarke«) essentieller Bestandteil nicht nur des Selbstbildes und der Wahrnehmung von »Qualität« der Studierenden, sondern auch der *faktischen Bestandsvoraussetzungen* der »besonderen« Institution – im »potentiellen Risiko« einer Gruppe von »Mitläufern« für den »Gesamtnimbus« der Universität, deren »Leistungsmöglichkeit und Leistungsumsetzung« nicht deutlicher höher liegt als an anderen Hochschulen, sind zwar die *sozialen* Voraussetzungen dieser Differenz schon getilgt, die *praktischen* Notwendigkeiten aber umso deutlicher.

> Und dann natürlich die Qualität der Studierenden. Ich glaube die, die durchschnittliche Leistungsmöglichkeit und Leistungsumsetzung ist deutlich höher als an anderen Unis. Ich habe jetzt ja auch in Zürich unterrichtet und, und, und. Ich habe so viele Vergleichsmassstäbe, dass ich das über die HSG sagen wollte, das wir sozusagen (…). Selbst jemand, der jetzt sagen wir mal im unteren Drittel ist, weiss, dass er sich anstrengen muss und sich nicht eigentlich verweigern kann. (…) Also selbst wenn ich in der Assessment-Stufe irgendetwas mache, sehe ich eine hohe Motivation quer durch die Bank. Auch bei solchen, wo erkennbar ist, das sie wenig Chancen haben werden, die Assessment-Stufe zu bestehen. Und das ist was, das ist was Positives.
>
> Es ist eigentlich wie immer. Die zehn bis zwanzig Prozent der Spitzengruppe stehen für 70, 80 Prozent der Leistung, ob jetzt an Forschungsoutput in einem Professorenkollegium, ob studentische Initiativen in einer Gesamtgruppe, ob im Musik- oder Kunstbetrieb, ja das ist egal, in welchen ich schaue. Und hier profitieren diese Trittbrettfahrer in enormer Weise. (…) Ob ich von Zürich, Bern oder Basel komme, spielt keine Rolle, bei diesen Dreien, jetzt in den Wirtschaftswissenschaften. St. Gallen ist da anders, die Mitfahrerrendite des Mitsurfens ist in Zürich sehr viel geringer, da kommt es stärker auf die Einzelleistung an. Hier profitiert also diese, das, sozusagen diese Gruppe in besonders starker Weise vom Gesamtnimbus. Das ist schon interessant. Also ist eigentlich eine der zentralen Fragen für eine Uni-Gestaltung, wie aktiviere ich diese Mitfahrergruppe, erstens, und zweitens, wie reduziere ich sie, auch weil die auch ein potenzielles Risiko darstellt. Weil die wird in keinem Job und in keiner zivilgesellschaftlichen Aktivität die Erwartungen, die ich aufgrund der Spitzengruppe mit HSG-Absolventen verbinde, einlösen. Sondern sie wird enttäuschen und diese Enttäuschung belastet das Gesamtbild. Und führt dann, wenn ich enttäuschte Erlebnisse habe, zu diesem Bericht, naja, das sind Schnösel, wo nichts dahinter ist. Dann wird nämlich das eine mit dem anderen verbunden. Und darum ist das ein grosses, also sozusagen um das Bild Schnösel, wenn nichts dahinter, zu beheben, muss ich mich weniger an Schnösel-Arbeiten als mehr an mehr an denen, wo nichts dahinter ist. Und wo die Enttäuschung programmiert wird. Damit, sozusagen damit Leistung und Aussenbild zusammenpassen. Ich muss die Leistung hochfahren.
>
> Gastprofessor HSG

Das im tendenziell *mechanischen* Bild der »Leistung« (»Ich muss die Leistung hochfahren«) verdichtete Bekenntnis zu einer *inhaltlich* mehr oder weniger *unspezifischen* »Performanz« (»Ja, das ist egal, in welchen [Betrieb] ich schaue«, »Stehvermögen«, »Das ist schon hart«), die auch deshalb ihre massiven *sozialen* Konnotationen nicht abstreifen kann, weil damit *praktisch* eine spezifische soziale Gruppe der Studierenden identifiziert wird, liest sich vollends eindeutig, wenn man die faktische *Haltung* der dahinter stehenden Population beschrieben sieht – eine Haltung, die keine *sachlichen* Leistungsgründe kennt, sondern nur *soziale* Ambitionen beschreibt.

> An technischen Unis, wenn wir jetzt zum Beispiel die ETH nehmen, hat man Studierende, die extrem überzeugt sind von der Sache. Das wären, oder auch unsere Umweltwissenschaft-Studierenden, da sehe ich das auch. Das ist eine Stärke, die Fächer oder die auch beispielsweise die Medizin hat. Die hier bei einer sehr kleinen Gruppe nur vorhanden ist, weil es ja gar nicht als schick gilt, sich zu sehr fürs Fach zu interessieren, darum darf man das auch nicht äussern. Weil, wie würde man gesellschaftlich dastehen, wie, das man sagen würde: Mich interessieren Fragen der BWL und ich mache das gerne. Würde einen jeder scheel anschauen. (…) Also das ist eine Unterschiedskomponente, die eben, darum ist diese Gruppe doppelt klein, weil natürlich die anderen Fächer dort eine höhere intrinsische Motivation auslösen können, zusätzlich aber noch die Konvention ist, dass man das eigentlich, weil man sich dafür nicht interessieren darf. Das ist ein, das ist ein Problem. Ja und das macht einen, macht einen Unterschied.
>
> Gastprofessor HSG

Dieser »Unterschied« ist in der Tat ganz entscheidend: Die innerhalb der »Spitzengruppe« vorhandene *konventionelle Verpönung* eines *sachlichen* Bezugs zum *Gegenstand* der »Leistungserbringung«, die etwa im Medizin-Studium schon aufgrund seiner »normativen« Dimensionen völlig undenkbar wäre, gehört hier zum »guten Ton« bei den »Leistungsträgern« und ist deshalb so beredt, weil damit nicht nur das »schulische« Element der »Persönlichkeitsbildung« negiert wird, sondern sich die »Leistung« *selbst* als »unsachliches«, als sozial *generiertes* und sozial *generatives* Merkmal zeigt – ein Merkmal, das den Nimbus der Institution und seiner Abgänger erst in Gang setzt.

Und gerade hier scheint die Institution HSG, bei aller Fähigkeit der Verantwortlichen zu relativer Kontextualisierung des Sachverhalts, ein *konstitutives Dilemma* – nämlich dass die *akademische* Adelung *sozialer* Eigenschaften, wie sie dann im »Business« tatsächlich erwartet werden, ihrem *normativen* Anspruch zuwiderläuft, sie aber dieses soziale Kapital *benötigt*, um im akademischen »Wettbewerb« zu bestehen – im Sinne einer *Leistungsideologie* zu lösen, die weder einen *sachlichen* Bezug hat noch in ihrer »Unsachlichkeit« ihren *sozialen* Bezug erkennen lässt: Die überall sonst bemerkbare kritische Reflexivität zieht sich dort zurück, wo mit einer Infragestellung des Dispositivs der »Leistungserbringung« *an sich* auch die Bestandsvoraussetzungen der »Marke« HSG berührt würden.

Die *Selbstbilder und Botschaften* der Universität, soviel lässt sich sagen, sind bei allen ihren »ökonomischen« Notwendigkeiten, die der universitäre Wettbewerb mit sich bringt, in der Institution tief verankert – die Bekenntnisse selbst der »dissidenten« ehemaligen Verantwortlichen lassen daran keinen Zweifel. Gleichzeitig wird klar, dass der stillschweigende Konsens über die sozialen Voraussetzungen der »Trägerschaft« des institutionellen »Geistes« dieser Botschaften umso weniger bedarf, je mehr sich die Institution auch *normativ* mit seinen Trägern identifiziert: Die Universität honoriert eine *soziale Passform* ebenso, wie eine bestimmte *soziale Klientel* die Universität honoriert – trotz der Irritationen, die Erscheinungsformen des »Geldbürgertums« im »akademischen« Bereich hervorrufen müssen.

Ebenso klar ist aber, dass wenn die »Erkennungszeichen« eines Abgängers der HSG »optimistischere Weltsicht, proaktives Verhalten, pragmatischer Umgang mit Anforderungen« sind, also einen *sozial konnotierten Typus* beschreiben, dass die Institution selbst nur »Gefäss« für eine bestimmte *soziale Formation* sein kann und allein die Möglichkeit hat, die Voraussetzungen, das »Erbe« ihrer Träger »zu verfeinern, zu sublimieren, zu perfektionieren«, so dass »Prädisposition, Herkommen (…) dann hier wie in einem Treibhaus nochmal zum Blühen gebracht werden«. Die ursprüngliche Absicht, diesem »Treibhauseffekt« im Sinne einer echt *ethnologischen* Forschung nachzugehen, hat sich bisher noch nicht systematisch verwirklichen lassen, es gibt aber empirische Hinweise, die den grundlegenden Problemaufriss wenigstens deutlich machen können.

4 Der Campus: Sozialisationsmuster im »Treibhaus« HSG

Wie die »Rahmenbotschaften« der HSG nicht nur bestehende Motivationslagen aktualisieren und forcieren, sondern auch in den Studienbetrieb und vor allem die institutionellen und milieuspezifischen *Prägungen des Studienalltags* »einsickern«, also die Prozesse der »Milieusozialisation« und »Habitusformation« an der HSG verlaufen, ist ein empirisch besonders schwer erfassbarer Komplex, den die von der Forschungskommission geförderte Pilotstudie bisher wenigstens einzukreisen versucht hat – auch wenn für weitere Konkretisierungen insbesondere Interviews mit den Vertretern eines sehr dicht verfassten *Campus* nötig sein werden, der mit seiner »Kultur« der Vereine, Verbindungen und studentischen Initiativen sicher einen nachhaltigen Einfluss auf den sozialen »Korporatismus«, den »Korps-Geist« der Institution ausübt.

Allerdings lassen schon einige wenige Befunde aus den Daten des Student Monitoring erkennen, dass dieser Komplex eine massive soziale »Einfärbung« aufweist, die sich wiederum auf eine ganz spezifische Klientel und ihre »habituelle« wie handlungspraktische Verankerung »vor Ort«, im »Treibhaus HSG« bezieht – die *materiellen* Lebensumstände sind nur ein Indiz für ein »Studentenleben«, das »Prädisposition« und »Herkommen« an der HSG tatsächlich »zum Blühen« bringt.

10 Lebensumstände und »Studentenleben«: Zwei Vermittlungsfaktoren

Bereits die im »Problemaufriss« berichteten Daten haben gezeigt, dass vor allem drei »Komplexe« oder »Konstellationen« miteinander mehr oder weniger stark verbundener Merkmale der Studentenschaft offenbar ganz spezifische »Vorbedingungen« des Verhältnisses zur HSG beschreiben: die – naheliegend mit der geographischen bzw. nationalen Herkunft zusammenhängende – *soziale Hintergrund* der Studierenden, die damit im Hinblick auf Umfang der Erwerbstätigkeit und finanzielle Beteiligung der Eltern signifikant verflochtenen *materiellen Lebensverhältnisse*, zuletzt die mit beiden Grössen in Verbindung stehende *Integration am Campus* einschliesslich der *studentischen Lebensformen* vor Ort.

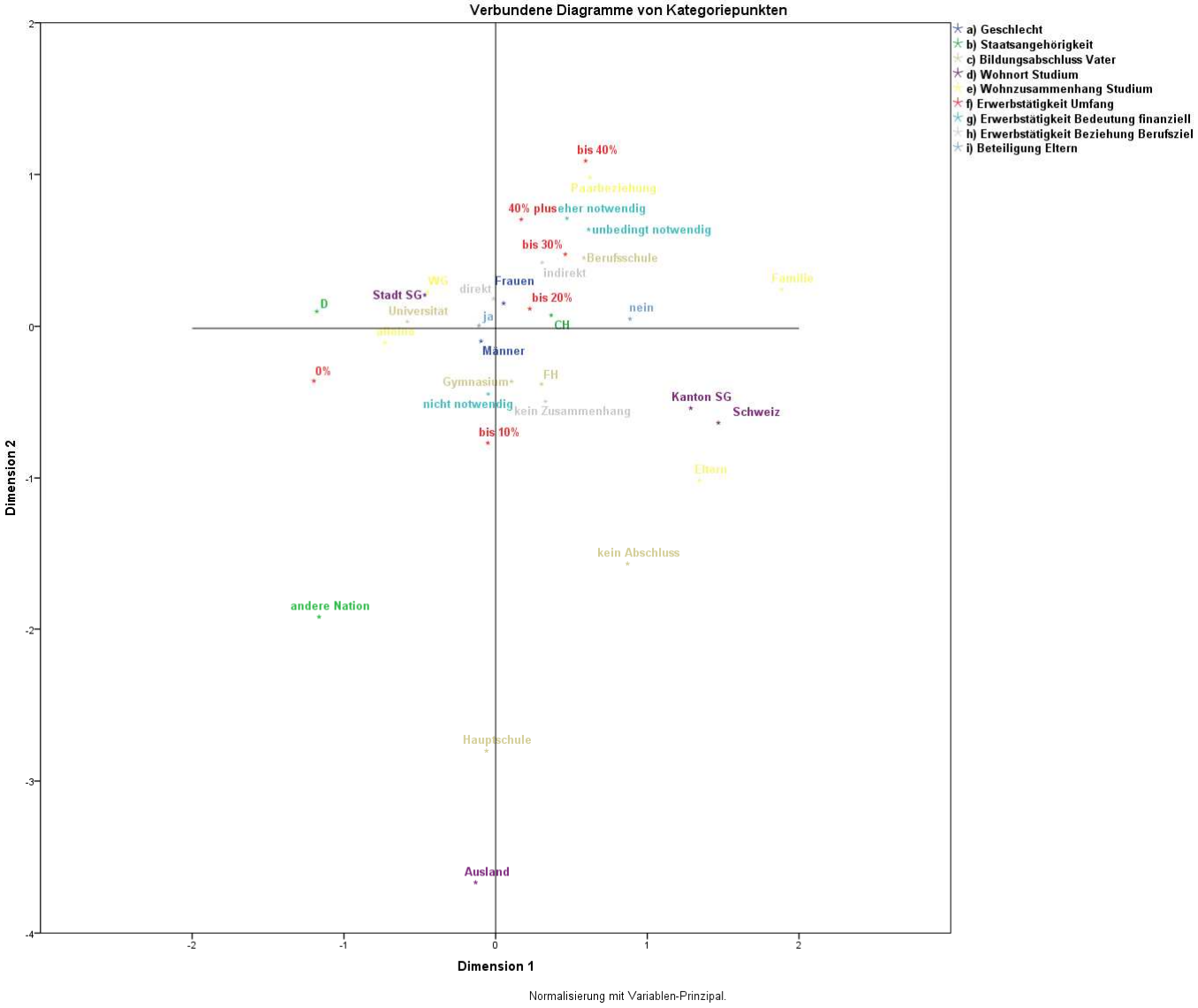
Lebensumstände und studentische Kontakte: Eine explorative Annäherung

Wenn man sich diese Beziehungen für die beispielhafte Population der Bachelor-Studenten noch etwas genauer ansieht, wird die Konstellation dieser Vermittlungsfaktoren hochgradig evident (Graphik 9). Eine Korrespondenzanalyse zeigt hier nämlich drei deutlich voneinander abgrenzbare Gruppen. Auf der einen Seite im unteren rechten Quadranten die »Heimschläfer« vornehmlich aus der *umliegenden Ostschweiz* mit tendenziell geringerer Nebenerwerbstätigkeit und Beteiligung der Eltern. Auf der anderen Seite, ihnen gegenüberliegend, Studierende mit schwachem familiären Bildungshintergrund, vermehrter bis *starker Erwerbstätigkeit*, die höchsten in einem indirekten Zusammenhang mit Inhalten des Studiums oder dem Berufsziel steht, *finanziell notwendig* ist – die Nähe des Items »Paarbeziehung« beschreibt zudem *nicht* »studentische« Wohnzusammenhänge, sondern verweist angesichts der erheblichen Erwerbstätigkeit eher auf *adoleszente* Lebensformen.

Zentral ist aber die Population *jenseits* der Vertikalen: Hier versammeln sich Studierende aus »gutem Hause«, die von ihren Eltern finanziell unterstützt werden, deren Erwerbstätigkeit nicht nur deutlich geringer ausfällt und *nicht* notwendig ist, sondern in einem *direkten* Zusammenhang mit Studium und Berufsziel steht – eine im Hinblick auf Lebensumstände und die *Art* der »Praxisnähe« eine ausgesprochen privilegierte Situation. Für unsere Hypothese der Prämierung genau *dieser* Population durch ihre *Integration auf dem Campus* ist aber vor allem eines bedeutsam: Die durchweg »studentische« Form der Wohnzusammenhänge – Wohngemeinschaften und die »Studentenbude« sind hier ganz massiv vertreten.

Eindeutig ist weiterhin die Tatsache, dass sich diese privilegierte und privilegierende Situation des sozialen Hintergrunds und der Lebenszusammenhänge der Studierenden schon auf die *interaktive Dichte* der Campus-Erfahrungen einen erkennbaren Einfluss hat – und zwar auf eine zunächst überraschende Weise. Eine Frühjahr 2012 in Zusammenarbeit mit dem SEW-HSG durchgeführte Bachelor-Befragung über die *Peer-Effekte der HSG-Startwoche* und die Kontakte im Studium zeigt hier nämlich auffällige Diskrepanzen (Graphik (10).

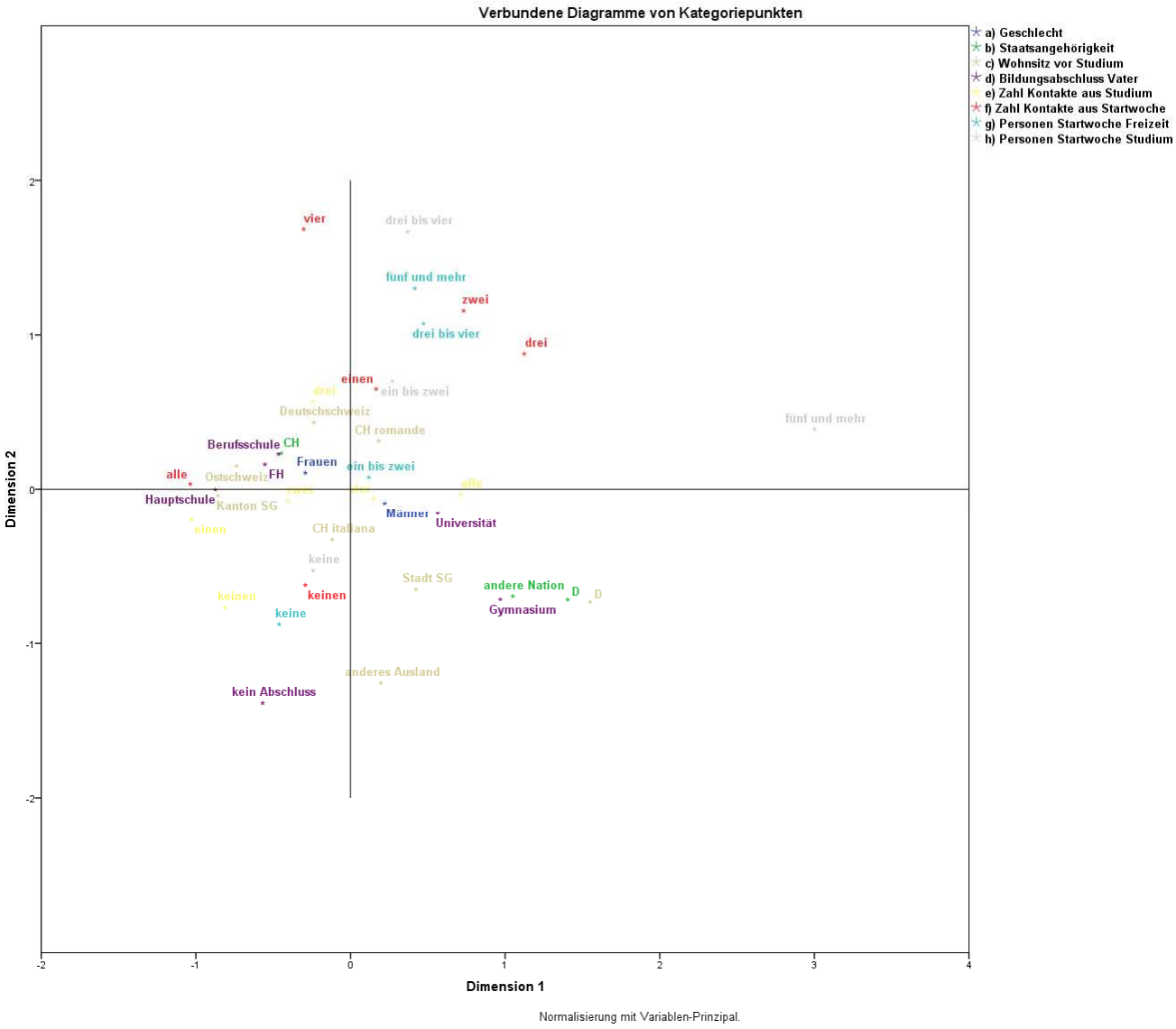
Graphik 9: Lebensumstände im Studium – Bachelor-Absolventen 2011/2012 – Multiple Korrespondenzanalyse



Diejenige Gruppe nämlich, deren »Leistung« unbedingt »hochgefahren« werden muss, die der »Heimschläfer« und »Schläfer«, der Ostschweizer, der *Studierenden aus bildungsfernen Familien*, genau diese Gruppe hält *sehr viel häufiger und an zahlreicheren Bekanntschaften aus der Startwoche* fest als die tonangebende HSG-»Kernbelegschaft« – sie kann ganz augenscheinlich mehr Kontakte *aus dem Studium selbst* »generieren«. Wenn man schliesslich in symmetrischer Entsprechung die über unsere Daten zu den Lebensumständen identifizierte *dritte Gruppe*, die »arbeitenden Paarstudenten« ansieht, den linken unteren Quadranten der Korrespondenzanalyse, dann zeigt sich, diesmal allerdings naheliegend, dass hier *die Interaktionsdichte massiv absinkt* (Graphik 10).

Selbst wenn diese Verteilungen mit Vorsicht zu interpretieren sind, sieht es demnach so aus, als ob die *Startwoche* gerade für die *weniger privilegierten* Studierenden der fast ausschliessliche Bezugspunkt für mehr oder weniger »oberflächliche« Bekanntschaften wäre – Freizeitaktivitäten und Arbeitszusammenhänge mit Startwochen-Bekannten liegen im Koordinatensystem weit entfernt. Umgekehrt zeigt sich, dass die *sozial privilegierten*, eher männlichen Studenten *im Studium selbst* eine hohe interaktive, »gemeinschaftsbildende« Verankerung aufweisen und »dosiert« mit Bekanntschaften aus der Startwoche vor allem bei Freizeitaktivitäten umgehen – hier spielen offensichtlich soziale »Wahlverwandtschaften«, also Prozesse der »Milieufindung« ein entscheidende Rolle. Das heisst aber, dass im Hinblick auf die Wahrscheinlichkeit einer stabilen Integration in Zusammenhänge, die *jenseits* der als »Initialzündung« verstandenen Startwoche, nämlich im Studium selbst liegen, sich privilegierte und »gehandicapte« Studenten *diametral gegenüber stehen* – und die Startwoche also für die *nicht* »leistungsstarken« Studenten *keinen wesentlichen* integrativen Effekt ausübt.

Graphik 10: Kontakte im Studium – Bachelor-Studenten Frühjahr 2012 – Multiple Korrespondenzanalyse



Vielmehr deutet alles darauf hin, dass mit dem institutionalisierten Integrationsangebot der »Startwoche« eine Art »vorgeblicher Vergemeinschaftung« erfolgt, die weniger privilegierten Studenten ein *Gefühl der Zugehörigkeit* vermittelt, ohne dass die *tatsächlichen*, materiellen und habituellen Integrationsvoraussetzungen – vorteilhafte Lebensumstände, Präsenz auf dem Campus, Teilhabe an Vereinsaktivitäten, spezifische Konventionen und Prätentionen – *vorhanden* wären, und vor allem in ihrer entscheidenden Bedeutung *erkannt* würden: Die in den studentischen Einträgen der Befragungen des Student Monitoring immer wieder beschworene »Familiarität« der HSG, die ebenso häufigen und begeisterten Erwähnungen der Startwoche stehen in deutlichem Gegensatz zum ständig wiederkehrenden Ausdruck des *Ressentiments* gegenüber jener tonangebenden Gruppe, deren privilegierende Voraussetzungen für eine *echte* Integration nur negativ »gespürt«, aber nicht *verstanden* werden kann.

»Studentenleben« als Katalysator: Ein »praxeologischer« Zusatz

Diesen statistischen Hinweisen auf differente – und differenzierende – Muster institutioneller und sozialer Integration an der HSG fehlt allerdings ein zentrales Moment, das ausserordentlich schwer greifbar ist: Wenn sich hier ein »Cluster« eindeutiger Merkmale – gehobener sozialer Hintergrund und vorteilhaftes finanzielles Umfeld, Wohnen am Ort und »studentische« *Wohnverhältnisse* – bei einer bestimmten Gruppe von Studierenden erkennen lässt, dann sind gerade diese Wohnverhältnisse ein Indikator für auch *studentische Lebensformen*, die, selbst wenn sie an der HSG eine spezifische »Färbung« annehmen, gerade deshalb von besonderem Interesse, weil in ihnen ein charakteristischer *Habitus* aktualisiert zu werden scheint, der eine ausgesprochen prägnante *soziale* Komponente besitzt.

Denn Integration auf dem Campus und »studentische« Lebensformen nehmen gerade in ihrer *Bezogenheit* aufeinander an der HSG einen *besonderen* Stellenwert ein: Während an anderen Universitäten, nicht zuletzt aufgrund der Vielfalt der Disziplinen und der Grösse der Institutionen, kein »Campus« im engeren Sinne existiert – einmal abgesehen von der spezifischen Bindungskraft, die an der HSG ihren »Nimbus« entfaltet – und die typisch studentischen Lebensformen an den »Massenuniversitäten« eine eher *zentrifugale* Wirkung entfalten, ist hier eher im Gegenteil eine *wechselseitige Legitimierung* von institutioneller Partizipation und habitueller Formation zu erwarten.

Schon eine vorgreifende »Phänomenologie« des Campus-Lebens hatte nahe gelegt, dass hier ganz besonders akzentuierte vestimentäre Codes, geschlechtsspezifische Erscheinungsbilder, interaktive Verhaltensmuster existieren, die ein stark »konventionalisiertes« Gepräge aufweisen. Im weiteren Verlauf der Untersuchungen ist aber deutlich geworden, dass wenn eine »geordnete« *Übertretung* des »Konventionellen«, nämlich einer *kleinbürgerlichen* Konventionalität, der »Zurückhaltung«, des »Fleisses«, schon das implizite Idealbild der »Leistungsstarken« bestimmt, die tonangebenden Gruppen der Studentenschaft auch in ihrem »extracurricularen« Verhalten genau diese »Überleistung« an den Tag legen – sowohl bei ihrem »Engagement« als auch dort, wo *derselbe soziale Typus* Voraussetzung für eine geordnete Übertretung der Konventionen in der »Freizeit«, beim »Ausgang«, im gesamten »studentischen Leben« ist und damit erkennbar zum *stilbildenden Moment* der Vermittlung von »Habitus« und »Praxis«, der »sinnlichen« Erfahrungen von Vergemeinschaftung auf dem Campus wird.

11 Eine »sinnliche« Erfahrung: Vergemeinschaftung auf dem Campus

Der schwer fassbare Komplex *konkreter Vermittlungen* des institutionellen »Geistes«, der Integration, der »Heimischwerdung« an einer »besonderen« Institution beinhaltet eine Fülle von Momenten, die einzugrenzen sicher zu den schwierigsten Aufgaben einer empirischen Sozialforschung gehört, und die gesamte Bandbreite der »lebensweltlichen« Verankerungen eines Prozesses darzustellen, dessen Strukturen der Aneignung von Raum und Zeit, der Positionierung und Rhythmisierung praktischer Gegenseitigkeitsverhältnisse von Institution und Individuum weitgehend *unterhalb* der Schwelle expliziter Thematisierung und bewusster Aktivierung liegen, ist generell weder möglich, noch wäre sie in jedem Fall und unbedingt sinnvoll – die *Plausibilität* der Darstellung ist von einer solchen vollständigen »Kartographie« nicht abhängig. Deshalb greifen wir hier nur *zwei Momente* heraus: Auf der einen Seite die Strukturen der institutionellen *Einbindung in Vereinen und Organisationen*, auf der anderen Seite bestimmte *Erscheinungsformen des »studentischen Lebens«* mit seinen an der HSG zweifellos ganz spezifischen Ausprägungen.

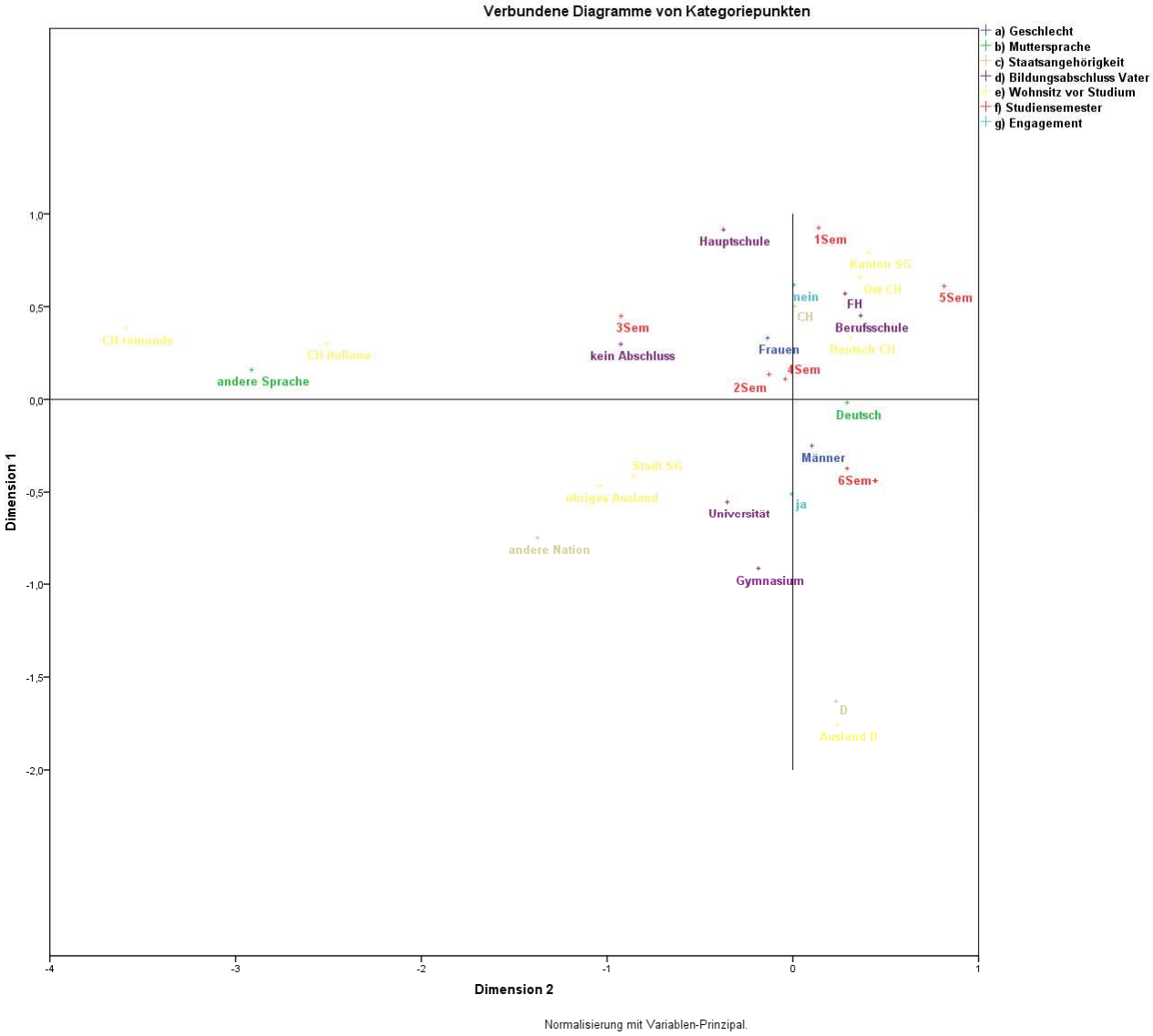
Institution und Integration: Strukturen des studentischen »Engagements«

Eine der augenfälligen Parallelen zu anderen »Elite-Universitäten« ist das an der HSG besonders rege »kommensuale« Leben – die Mitgliedschaft in Clubs, Verbindungen, die Vertretung in der Studentenschaft, die Teilnahme an Komitees, Wettbewerben, Symposien. Verschiedene Momente sind hier zu berücksichtigen: Auf der einen Seite ist davon auszugehen, dass diese Form der institutionellen Partizipation nicht nur stark identitätsstiftende *Wirkungen* besitzt, sondern auch eine mehr oder weniger starke Identifikation mit der Hochschule bereits *voraussetzt*, und damit zu den unterschwelligen Prägungen des Studienalltags mit seinen spezifischen kommunikativen Strukturen und Prozessen gehört, die konventionell »passende« wie handlungspraktisch akzentuierte »Verteilungen« hervorbringen. Denn auf der anderen Seite lässt sich vermuten, dass die *Art der Teilhabe* am institutionalisierten »Campus«, die Wahl der Organisationen und Initiativen, auch hier einer Logik gehorcht, die zwar in ihren sozialisatorischen, aber eben auch *segrerierenden* Wirkungen kaum unterschätzt werden kann: Wenn, wie es ein Blog ausdrückt, »für jeden etwas dabei ist«, dann sind doch zunächst *nicht alle* »dabei«, vor allem aber »dabei« in derart unterschiedlichen Organisationen und *Organisationstypen*, dass jedes sozialwissenschaftliche Vorverständnis von einer »Landschaft« des symbolisch hoch differenzierten »Engagements«, in ihrem Prestige und dem Prestige der in ihnen engagierten Personengruppen stark voneinander abweichenden Vereinen ausgehen muss.

Und in der Tat zeigt sich allein schon bei der Frage, wer sich *überhaupt* in studentischen Vereinen und Initiativen engagiert, ein »gewohntes« Bild, das auch in den Experten-Interviews sehr deutlich und sehr deutlich *normativ* unterstrichen wird: Es sind die »Leistungsstarken«, die der Institution »etwas zurückgeben wollen«, die Akademikerkinder, die Männer, die Deutschsprachigen und Deutschen, von denen das »rege Vereinsleben« zehrt (Graphik 11) – in der aus den Daten des Student Monitoring erstellten Korrespondenzanalyse ergibt sich, einschliesslich der Tatsache des mit zunehmender Semesterzahl stei-

genden Engagements, eine praktisch *diametrale Verteilung* dieser Gruppe gegenüber den Befragten mit schwachem Bildungshintergrund, den Frauen, den Schweizern. Die anfänglichen »Erfahrungsevidenzen« bestätigen sich hier in eindeutiger Weise.

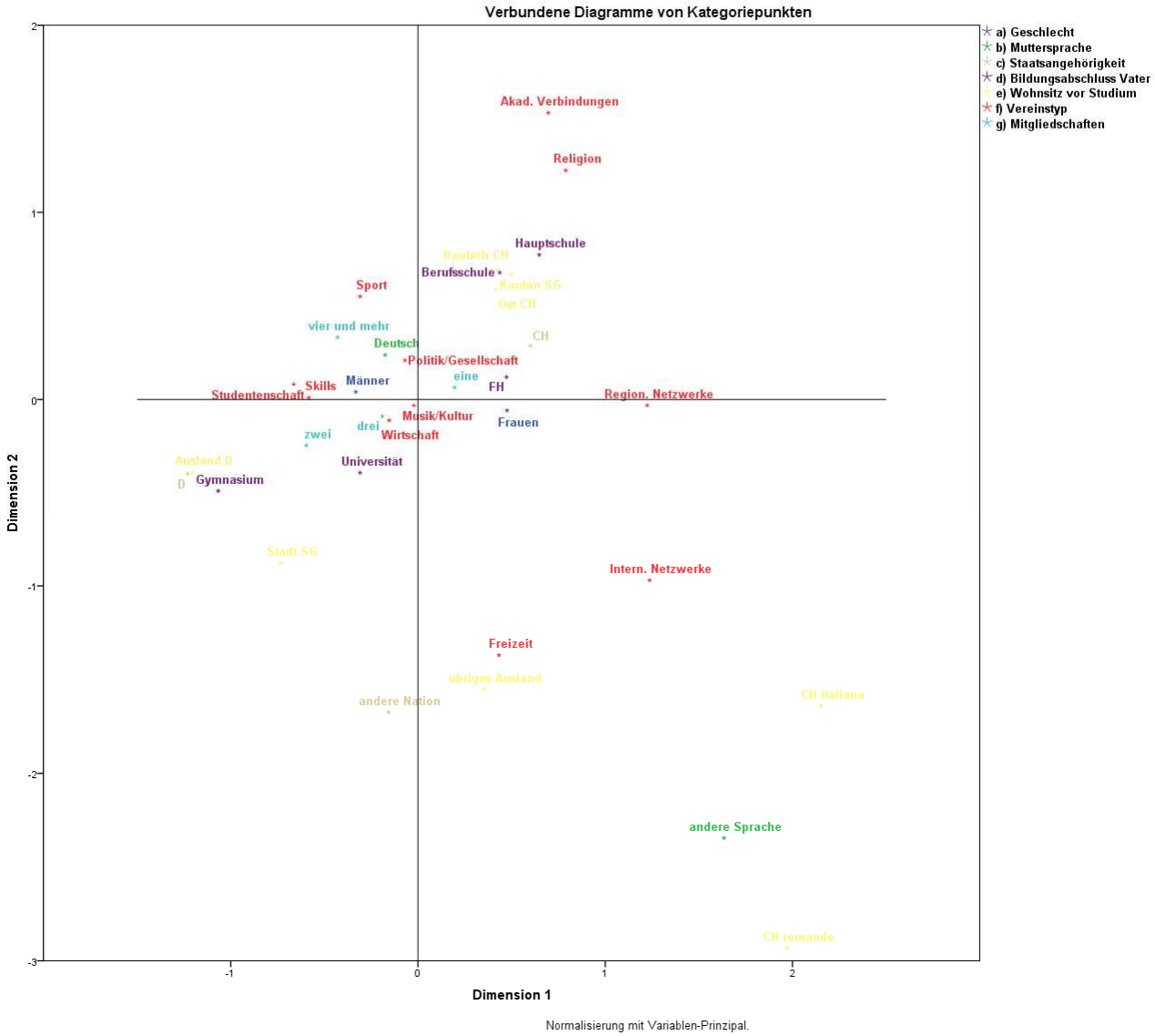
Graphik 11: Studentisches Engagement – Bachelor-Absolventen 2011/2012 – Multiple Korrespondenzanalyse



Gleichzeitig ergibt die Auswertung der mit dem SEW lancierten Bachelor-Befragung aus dem Frühjahr 2012 im Hinblick auf den *Organisationstyp* ähnlich prägnante Verteilungen: Eine Korrespondenzanalyse der Merkmale von Studenten, die sich engagieren oder bisher schon engagiert haben, macht sehr deutlich, dass die »leistungsstarke« Gruppe der deutschsprachigen und deutschen Männer aus Akademikerhaushalten zwar eine ganze Palette von Vereinstypen »bedient«, aber vor allem zwei Eigenheiten aufweist – *Mehrfachmitgliedschaften* und eine starke Tendenz, sich in der *Studentenschaft der HSG* zu profilieren (Graphik 12).

Wenn man davon ausgeht, dass die »prestigeträchtigsten« studentischen *Gruppen* im Sinne einer *Affinität* – und gegenseitigen Übertragung von *Legitimität* – auch die prestigeträchtigsten *Organisationen* wählen, dann ergibt sich eine »Landkarte« der Institutionen, in die auch *soziale Hierarchien* eingeschrieben sind: Während sich im »Gravitationszentrum« der HSG das Engagement in der *Studentenschaft* mit einem »Kranz« von Vereinen zu wirtschaftlichen, politischen, kulturellen und sportlichen Aktivitäten befindet, nehmen demgegenüber internationale, vor allem aber *regionale Netzwerke*, *religiöse Gruppen* und *Akademische Verbindungen* geradezu »exzentrische« Positionen ein.

Graphik 12: Engagement Vereinstyp – Bachelor-Studenten Frühjahr 2012 – Multiple Korrespondenzanalyse



Diese offensichtliche *Marginalität* der »Heimatvereine« ist nicht nur deshalb ein instruktives Ergebnis der Analyse, weil die Marginalität *der dahinter stehenden Population* an der HSG ganz eindeutig mit verschiedenen Merkmalen der *sozialen* Marginalität – schwacher Bildungshintergrund des Elternhauses, direkt regionaler oder deutschschweizer Herkunftsort – zusammenfällt, sondern auch die Vermutung bestätigt, dass auch die Mehrzahl der *Akademischen Verbindungen* mit ihren hoch konventionalisierten und *der Form nach* »plebejischen« Riten *keine* soziale »Passform« zur »Kernbelegschaft« der HSG mit ihrem *wirtschaftsbürgerlich-freiberuflichen Herkunftsmilieu* aufweisen – ganz ähnlich übrigens wie die wenigen »bildungsbürgerlichen« Elemente und ihre »esoterischen« Affiliationen wie Mitgliedschaften bei der *amnesty international*-Gruppe an der HSG.

Stattdessen sind, wie eine weitere Korrespondenzanalyse der *einzelnen Vereinsmitgliedschaften* nahelegt, in diesem »Kernbereich« zwei sich tendenziell gegenüberstehende »Kreise« auszumachen. Auf der einen Seite die vor allem in der *Studentenschaft* engagierten Gruppen mit eher »intellektuellen« Verbindungen zu »Debating Club«, »Civic« und ähnlichen Initiativen, auf der anderen Seite ein massiv männlich dominiertes Segment, das bei häufigen Mehrfachmitgliedschaften ganz klar um den *Vereinstypus Wirtschaft* – Banker's Club, Consulting Club – gruppiert ist, gleichzeitig aber in seiner Mitte den »Ausländer Club« mit seinen »stilbildenden« Aktivitäten beherbergt und nähere Beziehungen zu »typischen« sportlichen Aktivitäten – »Gekkos«, »Huskies«, »Sunnyboys« – erkennen lässt: Genau hier versammelt sich offenbar eine studentische Klientel, die, in starker Ähnlichkeit zu angelsächsischen Elite-Hochschulen, ausgeprägtes Erfolgsstreben mit ungetrübtem Selbstbewusstsein und einem *ostentativen Lebensstil* auf einen *sozialen* Nenner bringt.

Dass eben diese »Leistungsstarken«, an denen sich das Ressentiment der »Lämmer und Schafe« entzündet, auch in hohem Masse *beispielhaft* für das »Campus-Leben« sind, kann nur bezweifeln, wer die typische *Ambivalenz* zwischen »moralischer« Ablehnung und »sozialer« Anziehungskraft gehobener gesellschaftlicher Schichten bei deren kleinbürgerlichen »Prätendenten« in Abrede stellt – selbst wenn das »seriöse« Modell, nämlich die vor allem in der *Studentenschaft* engagierten Kommilitonen, eher Vorbildcharakter entwickelt und auch dem Idealbild der *Institution* sicher besser entspricht. Dennoch ist hier ein *Kern* des Verhältnisses zur Institution bis an seine Grenzen getrieben, der sie innerhalb der dort vorgelebten Konventionen ständig sozial »überbieten« muss.

»Studentenleben«: Zwischen »Unkonventionalität« und Konventionalismus

Dieser *praktische* »Kern« der gesamten *strukturellen* Anlage des Verhältnisses zwischen der Institution und ihrer Klientel tritt nirgendwo so deutlich hervor wie an den Erscheinungsformen des studentischen Lebens: Wenn die Institution genau die *sozialen Eigenschaften* jener Studenten prämiert, die ihr aufgrund der dort bestehenden *sozialen Distanz* zur »akademischen« Welt am wenigsten »Ehrfurcht« entgegenbringen, dann sind die völlig »unakademischen« Erscheinungen des Studentenlebens auf dem Campus ein klarer Beleg dafür.

Allerdings ist diese Konstellation in verschiedener Hinsicht zu präzisieren. Auf der einen Seite ist selbst die Gruppe der »Leistungsstarken« *heterogen*: Die »idealen« Studenten und die »tonangebenden« weisen zwar eine grosse Schnittmenge jener sozialen Eigenschaften auf, die an der HSG implizite normative Voraussetzung sind, unterscheiden sich aber tendenziell durch ein *unterschiedliches Mass an institutioneller und intellektueller Identifikation* – je weiter sich der soziale Hintergrund in Richtung wirtschaftbürgerlicher und freiberuflicher Herkunftsmilieus verschiebt, desto stärker nimmt beides ab, das Engagement in der Studentenschaft tritt zurück, eine »Fachbindung« wirkt zunehmend sozial verpönt. Insofern ist hier die HSG tatsächlich nur ein »Vehikel« zur Erreichung renommierter Titel und insgesamt der *akademischen Adelung bestimmter gesellschaftlicher Milieus* – deren spezifischer »Habitus« mit seinem Anti-Intellektualismus, seinem Selbstbewusstsein und seinem Hang zur *Selbststilisierung* ideale Voraussetzung für ein »tonangebendes« Modell nicht nur der »unakademischen« vestimentären Erscheinung, sondern vor allem des sozialen Verhaltens in der »Freizeit« schafft, dort nämlich, wo die »Stilisierung des Lebens« erst richtig beginnt.

Auf der anderen Seite sind für diese enorme Wirkung der »extracurricularen Aktivitäten« typische *strukturelle Rahmenbedingungen* mitverantwortlich. Die starke *Verschulung* der Studiengänge mit der Folge einer massiven Regulierung der studentischen *Lebensrhythmen* bei einem kleinräumigen Campus erinnert an den tendenziellen *Kasernierungseffekt* anderer Elite-Hochschulen, an den Charakter einer »Kadettenanstalt«.

> Ich denke, es müsste mehr kritisiert werden, was für ein Soldatentum wir an der Uni sind.
>
> Kommentar zur Prisma-Umfrage 2012

Dass unter diesen Bedingungen die »tonangebende« Klientel mit ihrer *Präsenz vor Ort* ein hochgradig verdichtetes »Freizeitverhalten« an den Tag legt, in dessen Umfeld nicht nur eine *zusätzlich* »stilbildende« Wirkung entsteht, sondern auch eine Art »Treibhauseffekt« für Prozesse der »Milieufindung« und *Milieubildung*, ist also allein schon aufgrund dieser *strukturellen* Konstellation naheliegend. Dass aber diese Kombination von »Pauken« und »Feiern« als ein typisches, an anderen Elite-Universitäten ebenso prägnantes Merkmal auch *gewollt* ist, liegt ebenso auf der Hand: Ähnlich wie die Kasernierungseffekte in Internaten, die bewusst von bestimmten Milieus für ihren Nachwuchs »gewählt« werden, und zwar nicht allein wegen ihrer sozialen »Passform«, sondern eben auch aufgrund ihrer »pädagogischen« Wirkungen, geht hier in der Tat der *sozial konventionalisierte Exzess* mit der institutionell geregelten Disziplin eine »erzieherische« Verbindung ein – der für bürgerliche Schichten so charakteristische, der *temperierte* Habitus einer »Anspannung in der Entspannung«, im Gegensatz zu einem Kleinbürgertum, das sich nicht zu »entspannen« in der Lage ist, die erfahrungsgesättigte *Einübung sozialer Souveränität* gehört genauso zum *impliziten Curriculum* dieser Konstellation wie die Selbstbestätigung eines »Lebensstils«, der eine *konventionalisierte Freiheit von sozialen Zwängen* dokumentiert.

Wenn man vor diesem Hintergrund eines tendenziell stilprägenden, sozial konnotierten Modells »konventionalisierter Unkonventionalität« bestimmte Erscheinungsformen auf dem »Campus« in den Blick nimmt, gehört zu den auffälligsten Charakteristika sicher die *vestimentäre Form*. Mehrere Phänomene sind in diesem Zusammenhang von Bedeutung. Zunächst das offensichtlich *bewusste Alternieren zwischen zwei Bekleidungsstilen*, die eine ganz klare Trennung mehr oder weniger »offizieller« und eher »inoffizieller« Wahrnehmungskontexte antizipieren: Bei entscheidenden Präsentationen wird schon an der Hochschule eine zukünftige *Berufskleidung* (Blazer, Anzug, Hosenanzug, Kleid) gewählt, deren »Seriosität« zwar durch den Verzicht auf eine Krawatte oder offen getragene Haare abgemildert scheint, aber die Anpassung an eine geltende *nichtakademische Konvention*, den »Business-Code« signalisiert – dass sich etwa die Studentenvertretung der HSG in dieser Art »offiziell« darstellt, wäre an anderen Universitäten schon allein deshalb nicht möglich, weil die Vielfalt der Disziplinen einen solchen »Einheitshabit« nicht als geltende Norm zulässt, der an der HSG aber als *massgeblich* ritualisiert ist.



Vorstand SHSG | Website Studentenschaft

Dann die Form der »Alltagskleidung«. Auffällig ist auch hier eine durchgehende *Konventionalität* der Erscheinung. Zwar sind auch hier »gehoben normale« Muster erkennbar, die mit *alterstypischen*, allerdings tendenziell »markenbewussten« Kleidungsstilen einhergehen – Shirts und Sweater, Jeans und Sneakers. Aber schon die von allen Merkmalen der »vestimentären Devianz« gereinigten Anlehnungen an eine »Jugendkultur«, deren hier anverwandelte »Lässigkeit« dort in *Nachlässigkeit* umschlägt, weichen erheblich vom »Durchschnitt« an anderen Universitäten ab. Das gilt umso mehr für die Erscheinung der »sichtbarsten« Gruppe auf dem Campus mit seiner »jugendlichen« Interpretation *grossbürgerlicher Kleidungsstile*: Polo-Hemden, Bootsschuhe, Pilotenbrillen und nackenlange Frisuren. Hier beschränkt sich die tolerierte Devianz auf den *Stil der Frisur*, der offenbar als einziges Zeichen eines sozialen Moratoriums aufzufassen ist, weil eine spezifische *Haarlänge* ganz entscheidende Toleranzschwellen im »Business« bezeichnet – »Unkonventionalität« zeigt sich hier nur in aufgeschlagenen Hemdärmeln, die nicht »hemdsärmelig« wirken, wie überhaupt für die männlichen Studenten das *Hemd*, selbst im Party-Betrieb, neben dem Polo-Shirt ein hoch markantes Kleidungsstück darstellt.





Studenten in Gruppen | Photo-Archiv HSG

Selbst wenn also der Kleidungsstil der signifikantesten Gruppe der Studentenschaft, die »mehrbesseren Deutschen«, tendenziell als »zu dick aufgetragen« aus dem Rahmen fällt, haben wir es hier nur in seiner ressentimentgeladenen Überzeichnung mit einem »Klischee« zu tun: Die durchgehende *Konventionalität der vestimentären Form* ist sicher eines der prägenden Merkmale auf dem »Campus«.

Gleichzeitig sieht man eine massive *Femininisierung* des Escheinungsbildes bei den Studentinnen. Deutliche Übertretungen der impliziten Codices wie etwa, in Analogie zum absolut unmöglichen Fall der »Langhaarigkeit« bei den Männern, ein weiblicher »Kurzhaarschnitt«, liegen ausserhalb ihrer Grenzen. Diese Betonung des »Femininen« geschieht nicht selten – und gerade bei Studentinnen aus einfacheren Verhältnissen und dort insbesondere bei Frauen mit Migrationshintergrund – in einer Art und Weise, dass sich zumindest hier geradezu von einer »Sexualisierung« des Erscheinungsbildes sprechen lässt: Lange Haare, Leggings, hohe Absätze. Selbstverständlich ist innerhalb dieser Grenze eine gewisse Bandbreite vorhanden: Zwischen den Studentinnen aus »gutem Hause« und den »braven« Kleidungsstilen erkennt man viele Abschattierungen. Dennoch ist festzuhalten, dass an der HSG eine im Vergleich zu anderen Universitäten ausserordentlich *starke Geschlechtsstereotypierung* ins Auge fällt.





Studentinnen | Photo-Archiv HSG

Ein zweites, nicht weniger auffälliges, auch im Hinblick auf diese eingegrenzten Geschlechterrollen beredtes Merkmal des »Campus« ist ohne Zweifel das *Ausgehverhalten*, der vielfach ritualisierte »Ausgang«. Dass diese »extracurriculare Aktivität« angesichts des festgefügten Curriculums diesen rituellen Einschlag besitzt, ist in gewisser Weise naheliegend, aber auch typisch für den »Zunftcharakter« exklusiver Bildungseinrichtungen. Denn das gilt nicht nur bei den auf dem Campus eher peripheren Akademischen Verbindungen (»Wir trinken nicht nur« | Website einer Verbindung), sondern auch für das »Zentrum« – der »Ausgang« ab »Meeting Point« am Mittwoch versammelt gerade eine in dieser Hinsicht »zwanglosere« Klientel, die »Kernbelegschaft« der HSG zu einem konventionalisierten Exzess, der ähnliche vergemeinschaftende Funktionen erfüllt, aber in seiner scheinbaren »Zwanglosigkeit« eine deutliche *habituelle Differenz* zu anderen Gruppen auf dem Campus demonstriert.

Und dieser »unkonventionelle« Konventionalismus setzt sich fort bei verschiedenen semesteriellen »Ereignissen«, den Selbstfeiern der tonangebenden Klientel, die für alle »offen«, aber nicht für jeden »gedacht« sind (»Bad Taste Party« des Ausländer Clubs). Dass diese kontrollierte »Überschreitung« der Konventionen selbst hoch *konventionell* ausfällt, zeigen allerdings die massiven Stereotypierungen des Verhaltens: der kollektive männliche Alkoholkonsum und die weibliche Selbstpräsentation.





Prisma-Party | Website Prisma

Diesen *habituellen Komplex* des mit sozialen Charakteristika untrennbar verbundenen »Gestus« der »Kernbelegschaft« illustriert eine Befragung des Magazins der Studentenschaft *prisma* in eindrücklicher Weise: Die gesamte Umfrage stellt in Ton und Thematik eine »Freizügigkeit« zur Schau, die sowohl in ihrer »Distanz« zur universitären Institution wie zur »bürgerlichen« Konvention nur die »unkonventionellen« Konventionen ihrer stilprägenden Klientel beschreibt.

Prisma-Umfrage 2012 (Ausschnitt)



Willkommen bei der einzigartigen prisma-Umfrage zu den Studierenden der HSG. Vielen Dank für deine Teilnahme. Die Ergebnisse der Umfrage werden **völlig anonym** verarbeitet, also keine Sorge ;-)

Persönliches

Geburtsjahr

Geschlecht ○ männlich ○ weiblich

Studienrichtung

Nationalität ○ Schweiz ○ Deutschland ○ Österreich ○ Liechtenstein ○ andere:
Kanton:

Gewicht in kg Grösse in cm

Uni

Wie oft gehst du in die Vorlesungen? ○ immer ○ meistens ○ selten ○ nie

Welche Lernhilfen nutzt du? ☐ Keine ☐ Karteikarten ☐ eigene Zusammenfassungen ☐ gekaufte Zusammenfassungen ☐ kommerzielle Vorbereitungsseminare

Aus welchem Grund bist du hauptsächlich an die HSG gekommen? ○ Ruf ○ wegen der hübschen Frauen ○ Nähe ○ Studienzeit ○ wegen der hervorragenden Lehre ○ Zufall ○ wegen der reichen Männer

Hast du schon einmal Ritalin zur Leistungssteigerung beim Lernen benutzt? ○ Ja ○ Nein

Wird dir Ritalin vom Arzt verschrieben? ○ Ja ○ Nein

Wie ist für dich die Belastung an der Uni? ○ unterfordernd ○ genau richtig ○ stressig

Wie bewertest du den Service *sehr schlecht* *sehr gut* *Verbesserungsvorschläge, Kritik,...*

des Austauschdienstes	○ ○ ○ ○ ○ ○	
der Anrechnungsstelle	○ ○ ○ ○ ○ ○	
des Sportbüros	○ ○ ○ ○ ○ ○	
des Studierendensekretariats	○ ○ ○ ○ ○ ○	
der Mensa	○ ○ ○ ○ ○ ○	

Extracurriculäre Aktivitäten

Bist du Mitglied in einem Verein? ○ Ja ○ Nein

Bist du Mitglied in einer Verbindung? ○ Ja ○ Nein

Warum engagierst du dich? ☐ Pimp my CV ☐ Idealismus ☐ persönliches Interesse ☐ zum Wohle der Uni ☐ Campus Credits ☐ Förderung des Studienerfolgs ☐ Frauen/Männer

Wie viel Zeit pro Woche verwendest du auf diese Aktivitäten? ○ 1 Tag ○ 2-3 Tage ○ 4-5 Tage ○ öfter

Wie oft gehst du in den Ausgang? ○ 1mal pro Semester ○ 2-3mal pro Woche ○ 1mal pro Monat ○ öfter ○ 1mal pro Woche

Welche ist die beste Party?

Warum gehst du auf Parties? ☐ Saufen ☐ um Sexualpartner zu finden ☐ Tanzen ☐ Rumprollen ☐ Rummachen ☐ Networking

Liebe & Sex

Wie würdest du deinen aktuellen Beziehungsstatus bezeichnen? ○ Ledig (suchend) ○ vergeben ○ verlobt ○ Ledig (glücklich) ○ offene Beziehung ○ verheiratet

Was ist deine sexuelle Orientierung? ○ Heterosexuell ○ Homosexuell ○ Bisexuell ○ Asexuell

Wie viele Sexualpartner hattest du bis jetzt? Davon von der HSG?

Wie viele ernsthafte Beziehungen hattest du bis jetzt in deinem Leben? Davon mit Partner von der HSG?

Wie lange dauerte deine längste Beziehung? Monate

Wie alt warst du bei deinem 1.Mal? Jahre

Wie oft im Monat hast du Sex? ○ Täglich ○ einmal wöchentlich ○ seltener ○ 2-4 mal wöchentlich ○ einmal im Monat

Bist du schon mal fremdgegangen? ○ Ja ○ Nein

Glaubst du an die grosse Liebe? ○ Ja ○ Nein ○ Vielleicht

Wie oft schaust du Pornos? ○ Täglich ○ 1-2/Woche ○ 3-4/Woche ○ 1/Monat ○ nie

Alkohol & Drogen

Welche Drogen oder Genussmittel hast du schon einmal ausprobiert bzw. nimmst du? ☐ Tabak ☐ Heroin ☐ Amphetamine ☐ Kaffee ☐ Ecstasy ☐ Marihuana ☐ Kokain ☐ Pilze ☐ nichts davon ☐ LSD

Wie oft konsumierst du Alkohol? ○ Täglich ○ 2-3 mal wöchentlich ○ einmal im Monat ○ 4-6 mal wöchentlich ○ einmal wöchentlich ○ nie

Was trinkst du dann? ☐ Bier ☐ Longdrinks ☐ Shots ☐ Wein ☐ Cocktails

In dieser Hinsicht ist die *Form* der Befragung, gerade weil sie ein ständiges »Augenzwinkern« demonstriert, ein weit wichtigeres Indiz für diese »Haltung« als ihre Ergebnisse: Die Frage, wie oft Vorlesungen besucht werden, mit der Antwortmöglichkeit »nie« auszustatten, unter den Gründen für die Wahl der HSG »wegen der reichen Männer« und »wegen der hübschen Frauen« und für die extracurricularen Aktivitäten »Frauen/Männer« oder »Pimp my CV« aufzuführen, beim Party-Besuch »Saufen«, »Rummachen« und »Rumprollen«, die Abschnitte »Liebe & Sex« oder »Alkohol & Drogen«, all das vermittelt die Botschaft der »Ungezwungenheit« einer studentischen Klientel, die von sozialen Zwängen relativ enthoben ist – nur dann nicht, wenn sie diese Zwanglosigkeit als *distinktives Merkmal* permanent aufzurufen gezwungen scheint.

Dass dieser »Gestus« genau solche sozial distinktiven Funktionen erfüllt, den Campus regelrecht »teilt«, zeigt sich an der Struktur vieler Antworten auf die Umfrage, für die hier nur eine und auch insofern beispielhaft steht, als damit gleichzeitig der unter solcher »Zwanglosigkeit« verdeckte »chauvinistische« Zug des tonangebenden Habitus zutage tritt.

> Diese Fragen mit dem Geschlechtsverkehr sind schändlich. Das Gleiche gilt, wenn Prisma erotische Bilder bringt. Es ist so, dass einige in der Redaktion sich berechtigt sehen, junge Leute, die moralisch leben und jungfräulich bis zur Ehe bleiben wollen, in Verruf zu bringen.
>
> Wie wärs jeweils mit einem Campus-Girl (so wie die Blick-Girls)?
>
> Mehr nackte Frauen.
>
> Kommentare zur Prisma-Umfrage 2012

Alle diese Merkmale des »studentischen Lebens«, das eben dort »eingeübt« wird, wo ein greifbarer, ein *praktischer Zusammenhang* sozialisatorischer »Verdichtung« existiert, vor Ort, in den Wohngemeinschaften, bei den allein schon aufgrund des räumlichen und damit auch zeitlichen »Privilegs« tendenziell exklusiven Veranstaltungen, den Parties, aber auch sonstigen identitätsstiftenden und stilbildenden »Events«, beschreiben die *Physiognomie* nicht nur einer tonangebenden Fraktion der Studentenschaft, die ihrem *sozialen Charakter* nach, zieht man die pädagogisch erwünschten Ausprägungen des »jugendlichen Überschwangs« ab, eher »plebejische« als »aristokratische« Konventionen pflegt – unter den Vorzeichen eines institutionell verhängten *Pennalismus*, der konsequenten *Verschulung* des Studiums, zeigen sich hier, trotz der in Erscheinungsbild und Auftreten vorgeblichen »Weltläufigkeit«, tendenziell *subalterne soziale Formen* der »Geselligkeit«.

Sondern diese Erscheinungsformen des studentischen Lebens beleuchten auch die Physiognomie einer Konstellation, die das *institutionelle Einverständnis* mit diesen dominanten Gruppen auf dem »Campus«, trotz aller »akademischen«, »moralischen« oder »ästhetischen« *Einwände* gegen diese »Form«, auch deshalb pflegen muss, weil mit der implizit als »elitär« vorausgesetzten Präsenz dieser Klientel die eigene *Legitimität* untrennbar verbunden ist – die klischeehaft verdichteten »Auswüchse« dieser Konstellation, in der die HSG letztlich ein *ungleicher* Partner ist, weil nur *Mittel zum Zweck* einer Population, die sie selbst als »vorbildlich« prämiert, sind *notwendiger Bestandteil* dieses tendenziell *asymmetrischen* Einvernehmens.

Und schliesslich verweist diese sozial hoch konnotierte »Physiognomie des Studentenlebens« auf ein entscheidendes Moment der *Integration und Segregation* im »Treibhaus HSG«, den Ausgangspunkt des hier skizzierten Forschungsprojektes. Denn bei aller statistischen Evidenz der Feststellung, dass der Selektionsprozess an der HSG vor allem Studienanfänger aus »einfacheren« Verhältnissen trifft, bei aller Evidenz des »Alltagsverstandes«, dass umgekehrt gerade die vor Ort Studierenden dem Nimbus der HSG von weit her folgen, dementsprechend sozial und finanziell, räumlich und zeitlich privilegiert »ins Rennen« gehen, weil sie geradezu *notwendig* an einem Integrationsprozess teilhaben, der nicht nur *Folge* dieser Privilegierung, sondern auch *Voraussetzung* dieses »Umtausches« von sozialem Kapital in Bildungstitel ist, bei all diesen Evidenzen ist doch deutlich geworden, dass gerade dieser *Prozess selbst*, die praktische, die *konkrete*, die »lebensweltliche« *Vermittlung* der spezifischen »Passform« an und durch alle daran beteiligten Akteure, eine entscheidende Grösse dieses schwer zu greifenden Komplexes der »Milieusozialisation« und »Habitusformation« bleibt.

12 »HSG-Kultur«: Ein Moment sozialer Integration und Segregation

Wenn die Ergebnisse des Forschungsprojektes anfängliche Hypothesen über die »sozialisatorischen« Effekte der Institution HSG weitgehend zu bestätigen scheinen, dann sind in dieser Hinsicht allerdings einige letzte Überlegungen notwendig, die den hier in Umrissen dargestellten Komplex des dabei wirkenden Vermittlungsprozesses in seinen *Voraussetzungen* und seinen *Folgen* noch einmal »synthetisch« einordnen, und in diesem Zusammenhang nicht nur die Frage beantworten müssen, was den spezifischen »Charakter« der Institution eigentlich ausmacht, sondern vor allem auch, inwieweit die durch sie und in ihr gepflegte »Kultur« tatsächlich *legislative* Potentiale birgt oder umgekehrt, in welchem Ausmass sie dabei nur *exekutive* Funktionen erfüllt – eine Frage, die für das *Selbstbild* der Institution eine sicher nicht nur nebensächliche Bedeutung hat.

Der Nimbus und der Campus: Kräfte der Integration

Welche sozialisatorischen Wirkungen entfaltet, welche Bindungskräfte entwickelt die HSG, welches sind ihre integrativen, ihre identitätsstiftenden Merkmale? Für eine empirische Verortung *subjektiver Wahrnehmungen* der Institution standen dem Forschungsprojekt illustrative Ergebnisse aus vier Wellen von Befragungen der Assessment-Studenten nach den ersten Monaten des Studieneintritts zur Verfügung – das Interesse galt hier vor allem einer Beschreibung der neuen Lebenssituation, auch im Hinblick auf die Integration auf dem Campus und der »HSG-Kultur« als möglicherweise *besonderer* Erfahrung.

Eine Durchsicht der Einträge bei den Assessment-Studenten zeigt hier ein Bild, das die Vermutungen im Anschluss an die einschlägigen Befragungsdaten zunächst unterstreicht: Die *»HSG-Kultur«* ist tatsächlich als solche, als bereits »einverleibte« Kultur für die Studierenden »präsent«. Allein, dass der von der Befragung vorgegebene Begriff der »Kultur« zur Beschreibung der subjektiven Beobachtungen meist sehr selbstverständlich übernommen und gebraucht wird, lässt darauf schliessen, dass hier eine *sachliche Unterlage der Rezeption* existiert – bemerkenswert schon deshalb, weil an anderen Universitäten in dieser Hinsicht eine weit geringere Resonanz vorhanden ist.

> Dabei ist zunächst auffällig, dass die Studierenden ihre immer wieder explizit oder implizit bekundeten Zugehörigkeitsgefühle sehr oft mit einer *Korrektur des Fremdbildes* in Beziehung setzen müssen: Es wird ständig betont, dass die Realitäten an der HSG von dem öffentlichen und auch persönlich mitgebrachten Bild abweichen. Man spricht von »Vorurteilen« und »Klischees«, die insgesamt *zu negativ* ausfallen bzw. nur auf einen »kleinen Teil« der HSG-Klientel zutreffen: »Die HSG ist schon elitär, aber nicht so schlimm wie erwartet«, »Es gibt schon ein paar arrogante Studenten, aber die meisten sind ganz normal«.
>
> Durchgängig ist auch die hier schon anklingende *systematische Ambiguität* der studentischen Stellungnahmen im Hinblick auf das Verhältnis von Fremdbild, eigener Erfahrung und persönlicher Affinität. Man distanziert sich regelmässig vom öffentlichen Bild der Elite-Universität mit ihrer spezifischen Klientel, kokettiert aber ähnlich häufig mit dem *Sonderstatus der Institution* und ihrer Angehörigen. Viele Aussagen gehen zwar dahin, nur eine Minderheit von Mitstudenten als idealtypische Vertreter der Vorurteile und Klischees – meist die »Lacoste-Deutschen« – zu identifizieren und zu stigmatisieren. Dass allerdings die Studentenschaft der HSG aus der Binnenperspektive als *stark differenziert* wahrgenommen – eine »Zweiklassengesellschaft«, in der die Häufung von Geld, Arroganz und Selbstinszenierung mit der grossen Mehrheit der »Normalen« kontrastiert – und mit einer breiten Palette an Etikettierungen für die personifizierten HSG-Klischees versehen wird, die trotz ihres mokanten Tons nicht selten auch eine gewisse Bewunderung transportieren, hindert nicht an einem generellen *Stolz der Zugehörigkeit* zu einer Institution, die für wichtige gesellschaftliche Positionen ausbildet.
>
> Die mehrheitlich als positiv empfundene Zugehörigkeit zur Institution ist durch ein »gesundes«, kollektiv geteiltes, »zurückgenommen« *elitäres Selbstbewusstsein* geprägt: Man spricht unter Anderem von »elitär im normalen Rahmen« und beschränkt das Fremdbild von Arroganz und Überheblichkeit auf eine kleine Minderheit. Dabei wird der oft formulierte Eindruck sozialer Dissonanz immer wieder durch eine Betonung der »HSG-Identität« überlagert. Überhaupt wird das Gemeinschaftliche, die Homogenität der Studierenden, das *Gefühl der Gemeinsamkeit* sehr stark betont – der ständig wiederkehrende Begriff »familiär« bringt dies prototypisch zur Geltung. Damit ist einerseits die *räumliche Überschaubarkeit* der HSG gemeint, mit einem Campus, der noch Kontakte zwischen den einzelnen Mitgliedern dieser »Gemeinschaft« ermöglicht und sie nicht, wie an »Massenunis«, in der Anonymität untergehen lässt – massive Kritik äussern etwa die Assessment-Studenten insbesondere an der »Überfüllung« und der damit einher gehenden »Anonymität« im ersten Studienjahr. Andererseits meint das aber auch und gerade das *rege gesellschaftliche Leben* mit vielen »Events« und Angeboten – die HSG zeichnet sich in den Aussagen der Studierenden nicht zuletzt durch eine *besonders intensive Soziabilität* aus, sie vergemeinschaftet ihre Mitglieder stark und schafft so das weitgehend geteilte Bild der Zugehörigkeit zu einem »Corps« als wesentliche Bedingung für die Herausbildung eines »Corps-Geistes« und »Wir-Gefühls«.
>
> Die »Andersartigkeit« der HSG ist rekurrentes Thema der Stellungnahmen und wird typischerweise mit Hinweisen auf die »Atmosphäre« oder »Stimmung« in dieser Lebenswelt illustriert. Dabei taucht neben dem Verweis auf das *gemeinschaftsstiftend Familiäre* einer noch nicht vermassten Universität immer wieder der Begriff »Campus« auf. Die HSG hat gerade deshalb auch eine »Kultur«, weil sie einen *Campus* hat, ganz so wie bestimmte nordamerikanische Vorbilder, die beim Begriff »Campus« unweigerlich mitschwingen. Diese »Kultur« erscheint dabei nicht als historisch langfristig institutionalisierte und kodifizierte Ressource, sondern als durch die *Alltagspraxis* produzierte und ständig praktisch gelebte Kultur einer engmaschigen Gemeinschaft. Hier kommt dem *Vereinswesen*, aber auch den vielfältigen »Events« eine zentrale Rolle zu.

> Das rege Campusleben scheint auch besonders geeignet, die neuen Mitglieder früh und schnell in einen *meritokratischen Ethos* zu sozialisieren und bietet mit den älteren Semestern geeignete »Vorbilder«. Selbst wenn immer wieder kritische Bemerkungen zu »Konkurrenzdruck« und »Egoismus« fallen, wirkt der Gesamteindruck doch deutlich positiv – die »Atmosphäre« wird als »förderlich« und »anregend« eingestuft. Denn die »HSG-Kultur« wird durchweg als stark meritokratisch wahrgenommen: »Leistungsorientierung« nimmt man als Bestandteil der *corporate identity* der HSG wahr, die hier gerade mit ihrem »Campus« als eine Art »Soziotop« erscheint, das durch seine gesamte Funktionsweise dazu prädestiniert wirkt, »Spitzenleistungen« aus jedem Einzelnen »herauszuholen«. Diese starke Leistungsorientierung, das hohe *Anspruchsniveau der Institution*, die den Einzelnen dazu bringen, das »Beste« zu geben, das »Beste« aus sich zu machen und zu den »Besten« zu gehören, die positiv konnotierten Aussagen zur *motivierenden Kraft der »Konkurrenz«*, den positiven Aspekten des kollektiv geteilten Ehrgeizes – mitsamt der dafür zu leistenden Opfer – und der bei vielen Befragten durchscheinende, wenn nicht sogar auf den Begriff gebrachte *Stolz der Zugehörigkeit* zu dieser Gemeinschaft, ein Stolz, der immer wieder auch mit den künftig *erwartbaren gesellschaftlichen Positionen* der HSG-Absolventen in Zusammenhang gebracht wird, all das entspricht in sehr passgenauer Weise den *Botschaften der HSG* und dem mit ihnen transportierten Selbstbild.

Wenn man diesen kurzen Überblick über die – inhaltsanalytisch nach wiederkehrenden semantischen Feldern durchgesehenen – Ergebnisse aus den Studierendenbefragungen *vorläufig* verallgemeinerte, müsste man *erstens* festhalten, dass die HSG von Beginn an ein *Zugehörigkeitsgefühl* mobilisiert, das wesentlich auf dem *Nimbus* der Institution beruht und trotz offensichtlicher sozialer Differenzen in der Studentenschaft ein weithin geteiltes Bewusstsein ihrer »Besonderheit« weckt. *Zweitens*, dass es der HSG gelingt, durch spezifische *Formen der Integration* ihrer Mitglieder in ihre dichte *Alltagswelt* ein Gemeinschaftsgefühl zu wecken und der Idee der Zugehörigkeit zu einer »herausragenden« Institution Nahrung zu geben. *Drittens*, dass die allgemein spürbare starke *Identifikation* mit der HSG offenbar massgeblich durch die konkret-sinnliche Erfahrung der *Vergemeinschaftung auf dem »Campus«* aufgerufen wird. Und *viertens*, dass die HSG über ihre starke »lebensweltliche« Identifikationsbildung sehr weitgehend in der Lage ist, *forcierte soziale Ambitionen* zu bedienen und mit forcierten sozialen Legitimitätsansprüchen »innerlich« zu verbinden.

Dies alles wird durch die vorangegangenen Untersuchungen bestätigt. Die Befunde haben aber auch nahe gelegt, dass diese zunächst *allgemein* erscheinende Tendenz mindestens in zwei Punkten zu *konkretisieren* ist. Denn auf der einen Seite verweist diese verhältnismässig homogene *berichtete* Wahrnehmung aus den Reihen der Studentenschaft, ebenso wie übrigens die relativ homogene »Klischeebildung« über bestimmte studentische Gruppen, auf die *methodisch* unbedingt ernstzunehmenden *Verzerrungen* eines »Alltagsempfindens«, das sich nun auch die »Ausseralltäglichkeit« der *Institution* bis zu einem gewissen Grade *klischeehaft* vorstellt, und in dieser Haltung *Stereotypen* reproduziert, die von der HSG selbst immer wieder bemüht werden – wie etwa das Beispiel der »Praxisgläubigkeit« oder des Auseinanderfallens von »Integrationsgefühlen« und *faktischer* Integration im Zuge der »Startwoche« bei verschiedenen studentischen Populationen gezeigt hat, finden solche Artikulationsmuster der »Besonderheit« gerade in Kreisen der Studentenschaft Nahrung, die einen »Glauben« *versuchen* zu verinnerlichen, der in seiner *Undistanziertheit* genau die *Ferne* vom »Gravitationszentrum« der eigentlich bestimmenden Klientel und auch der *impliziten Normen der Institution selbst* beschreibt.

Genau dieser *differente Aneignungsmodus* des institutionellen »Geistes«, die *sozial* unterschiedlich verteilte *Fähigkeit*, ihn zu erfüllen, *indem* man sich von seinen allzu offensichtlichen »akademischen«, »pädagogischen«, gar »ethischen« Beimengungen distanziert, ist ein zweiter, und zwar ganz entscheidender Hinweis auf die massive *Kontextualität* des zu konkretisierenden Zusammenhangs. Sämtliche Befunde aus dem Forschungsprojekt machen nämlich klar, dass die »Integration« in eine »HSG-Kultur« von Voraussetzungen abhängt, die den »Nimbus« und den »Campus« in *unterschiedlich legitimer* Weise anzueignen hilft: Wenn schon die unterschiedliche *faktische* Präsenz bestimmter studentischer Gruppen in den *Institutionen des Campus*, beim »Engagement«, dadurch dokumentiert wird, dass sich Akademikerkinder in Vereinen, Organisationen und Initiativen mehr als *doppelt so häufig* »einbringen« wie Studierende aus Familien mit einfacherem Bildungshintergrund, dann ist dies allein der Aufmerksamkeit wert, wenn weiter klar wird, dass die »legitimsten« Betätigungen allesamt dort verdichtet sind, wo sich eine *bestimmte soziale Klientel* auf dem Campus befindet, und wenn schliesslich das »Campus-Leben« selbst derart augenscheinlich von Gruppen dominiert wird, die den *eigenen Nimbus* pflegen, dann muss hier nicht nur von einer ganz unterschiedlichen *Intensität der Integration* ausgegangen werden, und nicht nur von einer *Hierarchie ihrer Legitimitäten*, sondern auch einem *Verhältnis der Institution* zu diesem Phänomen, das mit seinem »laissez-faire« des tatsächlich in Strukturen des »bottom-up« verlaufenden Aneignungsprozesses die Prämierung eines im Grunde *asymmetrischen* Verhältnisses zu seiner tonangebenden Klientel vornimmt.

Die Ausgangskonstellation des Forschungsprojektes war allerdings eine andere. Hier ging es darum, die *konkreten Vermittlungsprozesse* innerhalb dieser spezifischen »Kultur« wenigstens benennen zu können und ihre *divergierende Effekte* vor dem Hintergrund *sozialer* Unterschiede der Studentenschaft zu untersuchen. Aber selbst wenn diese *thick description* noch aussteht, ist doch schon jetzt deutlich geworden, dass die »positiven« Effekte der Integration in eine »HSG-Kultur« abhängig sind vom *Ausmass der »inneren« und »äusseren« Teilhabe* an ihr – und dass der *Modus* dieser Partizipation sozial derart unterschiedlich ausfällt, um erneut dafür Grundvoraussetzungen annehmen zu müssen, die weit jenseits der Möglichkeiten »rationaler« Steuerung liegen, Voraussetzungen, die »Campus« und »Habitus« in untrennbarer Weise und in einer Art verbinden, aus der sich die *Integrationseffekte* gleichzeitig als *Segregationseffekte* zu erkennen geben.

Der Campus und der Habitus: Kräfte der Segregation

Wenn der Ausgangspunkt des Forschungsprojektes *Phänomene der Selektion* im ersten Studienjahr gewesen sind, die schon eindeutige Hinweise auf die spätere Struktur der Studentenschaft, nicht nur im Hinblick auf ihre »Leistungsstärke«, sondern auch ihre *soziale Passform* geliefert haben, dann stellt sich das Problem der Integration nun anders dar – nachdem im Assessmentjahr die tendenziell »inkompatiblen« Gruppen ausgesiebt worden sind und im weiteren Verlauf des Studiums praktisch keine Selektion mehr stattfindet, verschiebt sich die Problemstellung in Richtung der Frage, inwieweit eine gelingende Integration auf dem Campus von Merkmalen abhängt, deren soziale Bedingtheit Art und Ausmass der institutionellen Partizipation derart unterschiedlich ausfallen lässt, dass hier von *Phänomenen der Segregation* innerhalb der Studentenschaft gesprochen werden muss.

Die hier vorliegende Studie macht jedenfalls deutlich, wie sehr nicht nur die *faktische* Integration auf dem Campus, sondern auch die »innere« Teilhabe *sozial* »eingefärbt« bleibt – und dass dieser sozialen Färbung *habituelle Muster*, bestimmte »Einstellungen« und »Haltungen« zugrunde liegen, die subjektive wie objektive Möglichkeitsbedingungen der »Integration« definieren. Denn schon die *objektiven* Hürden einer *Akzeptanz durch die Institution* sind, nach allem, was im Selbstbild der HSG und ihrem Bild des »idealen« Studenten mehr oder weniger explizit enthalten ist, ganz erheblich: Es ist klar geworden, dass die HSG, trotz aller wiederkehrenden Verweise auf die notwendige »Leistungsstärke«, mit dieser Formel vor allem einen Komplex *sozialer* Leistung normativ prämiert, der sich eben gerade nicht ausschliesslich, nicht einmal vorwiegend, auf die »akademische« Performanz bezieht, sondern auf eine »Leistung an sich«, in der sämtliche Konnotationen auf soziale Kompetenzen verweisen – Auftreten, Eloquenz, Selbstsicherheit, forcierte *Ambitionen*, die nur ein bestimmter sozialer Möglichkeitshorizont generiert und die von einem sicheren Gefühl begleitet werden, dass die *Gesetze der sozialen Wahrscheinlich*keit diese Ansprüche auch belohnen, eine spezifische »Haltung«, die von allen Einflussfaktoren am wenigsten bewusst gesteuert werden kann, sondern ständiges *Ergebnis eines sozialen» Erbes«* ist.

Dass diese objektiven Hürden in der Form eines mehr oder weniger *impliziten Kodex* auch auf dem Campus existieren, ist ebenso anzunehmen. Selbst wenn man die tatsächlich *materiellen* Hemmnisse – finanzielle, zeitliche, räumliche – abziehen würde, legt doch allein schon die Tatsache der sozial hoch differenzierten Formen des »Engagements« nahe, dass nicht nur bestimmte Aktivitäten entsprechend bestimmter »Vorlieben« im engeren Sinne »gewählt« werden, sondern gerade hier auch *Zugangsbeschränkungen* in der Art eines *numerus clausus* vorhanden sind, dessen Kategorien mit massiv *sozialen Konnotationen* arbeiten: Das Wesen eines »Clubs«, jener organisatorischen Form des »Engagements«, die man an der HSG überwiegend antrifft, ist und bleibt sein »exklusiver« Charakter und seine Bestandsvoraussetzung die *Kooptation* – die Segregation nimmt hier wieder den Charakter einer *Selektion* an und die Tatsache, dass die HSG diese Freiheit der »Selbstorganisation«, des *bottom-up*, in hohem Masse normativ prämiert, gehört zu einem Gesamtbild, worin die »akademische Freiheit« in sehr besonderem, institutionell spezifischen Ausmass von *sozialen* »Freiheiten« lebt.

Die damit einhergehenden *Versagungen* sind aber nicht nur »objektiver« Natur. In mindestens demselben Umfang spielen beim Verhältnis von »Campus« und Studierenden *subjektive* Barrieren eine Rolle, soziale *Dissonanzen* des »Gefühls«, des Zugehörigkeitsempfindens angesichts der objektiv vorgefundenen Formen auch der Lehre, vor allem aber der Konventionen des studentischen Umgangs, des Erscheinungsbildes, der »geselligen« Lebens – der Formen des *Alltags*. Dass hier trotz der *relativen* Homogenität der Studentenschaft *absolute* Differenzen bestehen, in dem Sinne »absolut«, als sie *praktische* Unvereinbarkeiten des *Habitus* kennzeichnen, die untrennbar mit *sozialen* Inkompatibilitäten, Unvereinbarkeiten des *sozialen Hintergrundes* einhergehen, wird in sämtlichen Ergebnissen des Forschungsprojektes klar: Schon die *tatsächlichen* Integrationsmuster auf dem »Campus« verweisen auf eine »zweistufige« soziale Segregation, nicht nur zwischen den »Engagierten« und den »Teilnahmslosen«, deren

»Abstinenz« mit *materiellen* Bedingungen allein sicher nicht hinreichend erklärbar ist, sondern auch *innerhalb* des »Engagements« zwischen »mondänen« und »regionalen«, »intellektuellen« und »professionellen«, also auch hier *sozialen Unterschieden der Affiliation*.

Vor allem aber die im Rahmen des Projektes »Frauen an der HSG« durchgeführten Interviews haben in überaus plastischer Weise deutlich gemacht, wie sehr soziale Unterschiede mit *habituellen* Konstellationen verbunden sind, die den Prozess der »Integration« in einer Abfolge von »Schwellenerfahrungen« konkretisieren: Auch wenn das Problem der »Heimischwerdung« von Frauen an der HSG diesen Komplex sicher noch besonders herausstellt, wird doch klar, dass die »Fremdheit« auf dem »Campus« mit einer ganzen Reihe von »zurückgenommenen« *sozialen* Einstellungen korrespondiert, für die an der HSG kein Nährboden vorhanden ist – es fehlen hier die Selbstsicherheit der *Ambitionen*, grössere Abmessungen des internalisierten sozialen *Möglichkeitshorizontes*, die *Souveränität* gegenüber den »schulischen« Ausprägungen des Studienalltags, überhaupt die *Distanz* zur »Herausforderung HSG«. Genau jene Distanz aber, die ein von der Institution implizit präferierter *sozialer Typus* auch und gerade in einem »Freizeitverhalten« demonstriert, das sich nicht als lässliches »Scholarentreiben«, sondern als *entscheidendes Moment* der Festigung eines völlig »unakademischen« *Corps-Geistes* bestimmter sozialer Schichten herausstellt, und dabei die Institution selbst als nachgerade »marginal« relativiert, fehlt den Studenten aus »einfacheren« Verhältnissen: Hier mischen sich Ehrfurcht mit Furcht, Gefühle der Deplaziertheit mit einer »Platzangst«, die der *Diskrepanz* zwischen dem Nimbus der Institution und der Dimensionierung eigener Zukunftsmöglichkeiten geschuldet ist – und also *subjektive* »Schwellenängste« mit *objektiven* Zugangsbeschränkungen.

Deshalb ist auch der in seiner »Distanzlosigkeit« immer wieder bekundete Stolz auf Teilhabe an einer »exklusiven« Institution, die aber selbst die *Distanzierung* ihr gegenüber als Gütesiegel einer »Leistungsstärke« in Kauf nimmt, mit der letztlich *soziale* »Stärke« gemeint ist, nur Eingeständnis fehlender »Integration: Den im Bereich *sozialer Beziehungen und Bindungen* auf dem »Campus« wirkenden Strukturen, die tatsächlich mit offenen bis subtilen Differenzierungen, mit *Segregation* innerhalb der Studentenschaft »arbeiten«, können sich Studenten aus »fernen« sozialen Schichten offenbar sehr viel weniger »anpassen«, die soziale »Heimischwerdung«, eine »Vergemeinschaftung«, eine »Integration« an der HSG, mit allen ihren »positiven« Effekten, gelingt »wirklich« nur dann, wenn ein »habitueller Konsens« über die *eigene soziale Bestimmung* vorhanden ist – fehlende Integration auf dem »Campus« drückt nicht anderes aus als *soziale Inkompatibilität* mit einer »Kultur«, die ihre *positiven*, ihre »motivierenden« Wirkungen nur dann entfalten kann, wenn ein deutlich »gehobenes« Mindestmass an sozialen Voraussetzungen dafür vorhanden ist.

Schluss

Als Fazit der vorliegenden Studie lassen sich vor allem *zwei Befunde* festhalten. Erstens, dass *nach* ihren *hohen sozialen Eingangsschwellen* die Prozesse der »Milieusozialisation« an der HSG mit ihrer »praxisnahen«, »leistungsorientierten«, »gebremst« elitären »Kultur« tief im *Campus* mit seinen vielfältigen Institutionen verankert sind, dass diese »Kultur« *hohe Akzeptanz* erfährt und starke *Zugehörigkeitsgefühle* weckt, dass sie *sinnstiftend*, *motivierend* und *integrierend* wirkt und an der *Formation eines sozialen Typus* mit ganz spezifischen »habituellen« Merkmalen immerhin *auch* beteiligt ist. Auf der anderen Seite, dass diese Wirkungen nur bei einer sehr weitreichenden, *konkreten und praktischen Integration* in diese »Kultur« zur Entfaltung kommen, und dass eine derart effektvolle Integration tendenziell nur *unter privilegierten sozialen Voraussetzungen* auch nachhaltig gelingt.

Diese Ergebnisse bestätigen damit allerdings auch eine tendenziell *paradoxe Konstellation* für die Hochschule selbst. Die HSG ist eine »Business School«, die aber aufgrund ihrer öffentlichen Präsenz und Subsistenz einen schwierigen Spagat zu bewältigen hat. Auf der einen Seite ist klar, dass die Attraktivität der Hochschule existentiell von ihrem *Nimbus als »Kaderschmiede«* des »Führungsnachwuchses« der wirklich bedeutenden Positionen in der inländischen – und internationalen – Wirtschaft lebt. Diesen Charakter, zu dem auch eine *spezifische Art von »Menschenbildung«* gehört, und sei es auch durch eine Art von »Pädagogik«, die eben nicht »intellektuellen«, sondern »praktischen« Zwecken dienlich sein soll, diesen Charakter kann die HSG nur dann bewahren, wenn sie eben genau dies tut und glaubhaft vermittelt: dass an dieser Hochschule junge Menschen ausgebildet werden, die hart arbeiten können und später in ebenso harter Währung vergütet werden– wenn es den Eindruck macht, dies geschehe häufig unter Absehung von anderen, intellektuellen, sozialen oder sogar moralischen »Kompetenzen«, dann beschreibt dies, und ohne jeden »normativen« Unterton, auch den *faktischen Kern des institutionellen Erfolgs*.

Auf der anderen Seite ist genau diese Aufgabe – zu der auch, soweit zu sehen ist, die akademische Adelung spezifischer sozialer Schichten gehört – gerade in der letzten Zeit nicht mehr problemlos legitimierbar: Die wenigstens vordergründige globale Diskreditierung der Kreditwirtschaft trägt dazu ebenso bei wie Fragen nach Gleichberechtigung, »Nachhaltigkeit«, »Verantwortung«. Aber auch schlicht der Fluch des Erfolgs: die Drohung der »Massenuniversität«. Wie die HSG diese Herausforderung bewältigen will und kann, steht auf einem anderen Blatt. Dass sie gerade die sozialen »Benachteiligungen« nur schwer zu beheben in der Lage sein wird, ergibt sich aus eben ihrem *tendenziell exklusiven Charakter*, an dem die Glaubwürdigkeit dieser Hochschule – nicht zuletzt auch im Blick der Studenten und Studentinnen – fast *lebensnotwendig* hängt.

Tatsächlich stellen sich hier schwierige Aufgaben: Wie kann eine Hochschule, die wie kaum eine andere den Balanceakt zwischen ihrem offen bekundeten *Ideal der »Exzellenz«* und zunehmenden Anforderungen *gesamtgesellschaftlicher Glaubwürdigkeit* zu meistern hat, wie kann sie diese Spannung ganz konkret, pädagogisch, didaktisch, gar »strukturell« zu lösen versuchen? Es scheint ganz so, als ob »rationale« Bewältigungsversuche dieser Konstellation immer mit Voraussetzungen zu rechnen hätten, die oft jenseits handlungspraktischer Verfügbarkeit liegen: Die »HSG-Kultur« mit ihren verschiedenen »Subkulturen« besitzt offensichtlich nicht nur stark *milieuspezifische Einfärbungen*, sondern erhält auch einen *dominanten Diskurs* am Leben, der diese Kultur kaum vor Alternativen stellt – mit eben der Konsequenz, dass ein Teil der Studentenschaft, eine im Verhältnis eher »kleinbürgerliche« Klientel, die Herausforderung HSG häufig nicht »adäquat« bewältigen kann, nämlich im Sinne jener »begabten und engagierten Studierenden«, von denen in den Leitsätzen der Universität die Rede ist.

Eine blosse Inkaufnahme dieser Spannung, mit allen ihren menschlichen »Reibungsverlusten«, muss allerdings nicht das letzte Wort bleiben: Die *konsequente institutionelle Selbstthematisierung* der Institution HSG ist bestimmt nur eine, aber sicher nicht die schlechteste Voraussetzung für konkrete Veränderungen. An Fragen der »HSG-Kultur« – und den Möglichkeiten und Grenzen der Partizipation an ihr – kommen sie schwerlich vorbei.

Anhang

Anhang 1

Ausgewählte Literatur

Eine Literaturauswahl im Überschneidungsbereich von Elitensoziologie, Bildungsforschung und »Habitushermeneutik« muss notgedrungen schmal ausfallen. Die *Elitensoziologie* hat sich lange Zeit auf eine Analyse politischer und administrativer Funktionsträger, vor allem im Zusammenhang mit bestimmten institutionell-nationalstaatlichen Konstellationen der »Politischen Ökonomie« konzentriert, die »klassische« *Bildungsforschung* ist zwar gerade im Hochschulbereich mit dem Thema sozialer Herkunft stark beschäftigt, im Wesentlichen aber quantitativ orientiert. Für den hier vorgestellten Komplex gibt es bisher nur wenige vergleichbare Studien. Eine von den massgeblichen Arbeiten Pierre Bourdieus ausgehende Literatur zum *Verhältnis von Bildungserwerb und sozialer Reproduktion* im Hinblick auf die Formation von »Wirtschafteliten« ist praktisch nur in der amerikanischen Bildungsforschung mit ihrer besonderen Aufmerksamkeit für die »Ivy-League«-Kultur vorhanden. Weitere Literaturangaben beziehen sich auf die methodischen Grundlagen der vorliegenden Studie.

Alon, S. (2009). The evolution of class inequality in higher education: Competition, exclusion, and adaptation. American Sociological Review, 72, 478–511.

Arum, R., Roska, J. (2011). Academically adrift: Limited learning on college campuses. Chicago.

Astin, A. W. (1999). Student involvement: A developmental theory of higher education. Journal of College Student Development, 40, 518–529.

Backhaus, K., et al. (2011). Multivariate Analysemethoden: Eine anwendungsorientierte Einführung. Berlin.

Bargel, T. (2012), Soziale Ungleichheit im Hochschulwesen: Barrieren für Bildungsaufsteiger. Konstanz.

Blasius, J. (1987). Korrespondenzanalyse – Ein multivariates Verfahren zur Analyse qualitativer Daten. Historical Social Research: Quantum-Information, 42/43 (3), 172-189.

Bortz, J., Schuster, Ch. (2010). Statistik für Human- und Sozialwissenschaftler. Berlin.

Bourdieu, P. (1979). La distinction. Critique sociale du jugement. Paris.

Bourdieu, P. (1989). La noblesse d'Etat. Grandes écoles et esprit de corps. Paris.

Bourdieu, P., Passeron, J.-C. (1964). Les héritiers les étudiants et la culture. Paris.

Bowen, W. G., Bok, D. (1998). The shape of the river: Long-term consequences of considering race in college and university admissions. Princeton.

Bowen, W. G., Levin, S. A. (2003). Reclaiming the game: College sports and educational values. Princeton.

Bowen, W. G., Kurzweil, M. A., Tobin, E. M. (2005). Equity and excellence in American higher education. Charlottesville.

Bozick, R. (2007). Making it through the first year of college: The role of students' economic resources, employment, and living arrangements. Sociology of Education, 80, 261–285.

Campbell, D.T., Fiske, D.W. (1959). Convergent and discriminant validation by the multitrait-multimethod matrix. Psychological Bulletin, 56 (2), 81-105.

Cassis, Y. (1994), Business Elites. Aldershot.

Charles, C. Z., et al. (2009). Taming the river: negotiating the academic, financial, and social currents in selective colleges and universities. Princeton.

David, T. et al. (2009), Swiss Business Elites: Declining Cohesion and Changing Educational Profile (1980-2000), in C. Boyer, F. Sattler (eds.), European Business Elites between the Emergence of a 'New Spirit of Capitalism' and the 'Erosion of State Socialism'. Berlin. 198-220.

Denzin, N. K. (1989). The research act: a theoretical introduction to sociological methods. Englewood Cliffs.

Ellis, R. A., Parelius, R. J., Parelius, A. P. (1971). The collegiate scholar: Education for elite status. Sociology of Education, 44, 27–58.

Fischer, M. J. (2007). Settling into campus life: Differences by race/ethnicity in college involvement, *The Journal of Higher Education* 78, 2, 125-156.

Flick, U. (2008). Triangulation. Eine Einführung. Wiesbaden.

Glaser, B., Strauss, A. (1998). Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern.

Gläser, J. , Laudel, G. (2010). Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse. Wiesbaden.

Hagenaars, J. A., & McCutcheon, A. L. (2002). Applied latent class analysis. New York.

Hartmann, M. (1995), Deutsche Topmanager: Klassenspezifischer Habitus als Karrierebasis. Soziale Welt 46, 440-468.

Hartmann, M. (2007), Eliten und Macht in Europa. Ein internationaler Vergleich. Frankfurt.

Hartmann, M. (1996), Topmanager. Über die Rekrutierung einer Elite. Frankfurt.

Harvey, C. et al. (2006), Business Elites and Corporate Governance in France and the UK. London.

Hollenstein, H. (1987), Spitzenmanager in der Schweiz. Herkunft, Ausbildung, Werdegang, Stellung in der Gesellschaft. Bern.

Howard, A., Gaztambide-Fernandez, R.A. (2010), Educating elites, Lanhan.

Imber, J., Hertz, R. (1995) (eds.), Studying elites using qualitative methods. Thousand Oaks.

Kaufmann, J.-C. (1999): Das verstehende Interview. Konstanz.

Kokot, W. (2008). »Studying up« als Methodenproblem – Überlegungen zur ethnologischen Elitenforschung. EthnoScripts 10 (2).

Krippendorff, K. (2004). Content Analysis: An Introduction to Its Methodology. Thousand Oaks.

Krüger, H.-H. (2011), Bildungsungleichheit revisited: Bildung und soziale Ungleichheit vom Kindergarten bis zur Hochschule. Wiesbaden.

Kuh, G. D., Kinzie, J., Schuh, J. H., & Whitt, E. J. (2005). Student success in college: Creating conditions that matter. San Francisco.

Lange-Vester, A. et al. (2010). Habitushermeneutik. In: A. Lange-Vester, A. Brake, H. Bremer (Hg.), Arbeiten mit Bourdieu. Weinheim.

Lareau, A., & Weininger, E. B. (2003). Cultural capital in educational research: A critical assessment. Theory and Society, 32, 567–606.

Lounsbury, J. W., et al. (2005). An investigation of broad and narrow personality traits in relation to general and domain-specific life satisfaction of college students. Research in Higher Education, 46, 707–729.

Mach A. et al. (2007), Transformations of Self-Regulation and New Public Regulations in the Field of Swiss Corporate Governance (1985-2002). World Political Science Review 3(2), 1-32.

Martin, N. D. (2012). The Privilege of Ease: Social Class and Campus Life at Highly Selective, Private Universities. Research in Higher Education 53, 426-452.

Mayring, Ph. (2002). Einführung in die qualitative Sozialforschung. Weinheim.

Merten, K. (1995). Inhaltsanalyse: Einführung in Theorie, Methode und Praxis. Opladen.

Merton, R., et al. (1956). The Focused Interview. New York.

Schwartz, M. (1987), The Structure of Power in America. The Corporate Elite as a Ruling Class. New York.

Shavit, Y., Blossfeld, H.-P. (1993), Persistent Inequality: Changing educational attainment in thirteen countries. Boulder.

Shore, C., Nugent, S.(2002), Elite cultures. Anthropological perspectives. London.

Stevens, M. L. (2007). Creating a class: College admissions and the education of elites. Cambridge.

Stevens, M. L., Armstrong, E. A., Arum, R. (2008). Sieve, incubator, temple, hub: Empirical and theoretical advances in the sociology of higher education. Annual Review of Sociology, 34, 127–151.

Strauss, A., Corbin, J. (2006). Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim.

Stuber, J. M. (2006). Talk of class: The discursive repertoires of white working- and upper-middle class college students. Journal of Contemporary Ethnography, 35, 285–318.

Walpole, M. (2003). Socioeconomic status and college: How SES affects college experiences and outcomes. The Review of Higher Education, 27, 45–73.

Anhang 2

Methodische Anmerkungen und Forschungsdesign

In *forschungsmethodischer* Hinsicht grenzt sich die vorliegende Studie gegenüber der vornehmlich beschreibend oder quantitativ orientierten Elitenforschung ab. Den *theoretischen* Ausgangspunkt bildet der strukturelle Befund massiver soziokultureller Selektivität bei den Zugangsvoraussetzungen zu höheren Bildungstiteln und Berufspositionen (Leemann & Dubach 2010, Becker 201, Bargel 2012), der aber die augenfälligen Diskrepanzen und Persistenzen dieser Phänomene entscheidend an den über die Sozialisation »vererbten« praktisch-habituellen Dispositionen (Bourdieu & Passeron 1964, Bourdieu 1979) und einer damit einhergehenden, sozial klassifizierenden Logik des Bildungserwerbs und des »Lebensstils« kenntlich macht (Bourdieu 1979, 1984, 1989).

Im Projekt wurde gefragt, welche Prozesse und Instanzen an einer wirtschaftswissenschaftlich ausgerichteten Universität wie St. Gallen zur Ausbildung und Einprägung eines spezifisch subjektiven Selbstverständnisses und objektiven Erscheinungsbildes des zukünftigen »Führungsnachwuchses« beitragen. Diese Forschungsfragen wurden mit einem »triangulären« Zugang bearbeitet, der sich auf verschiedene *Methoden der Datenerhebung* bezieht (Campbell & Fiske 1959, Denzin 1989, Flick 2008).

Folgende Datenerhebungsmethoden wurden eingesetzt (vgl. Forschungsdesign):

1. *Dokumentenanalyse* von gedruckten und elektronischen Materialien an der HSG (2012).
2. *Experteninterviews* mit zehn ausgewählten Akteuren der Universität St. Gallen (2012).
3. *Online-Befragungen* von Studierenden im Assessmentjahr (2009-2011).
4. *Online-Befragung* von Studierenden im Assessmentjahr | Panel (2011/2012)
5. *Online-Befragungen* von Absolventen der Bachelor- und Masterstufe (2011/2012).
6. *Online-Befragung* von Bachelor-Studierenden zu Startwoche und studentischen Kontakten (2012).

Qualitative Erhebungen

Für die *Dokumentenanalyse* wurden unterschiedliche Analyseeinheiten – gedruckte und elektronische Materialien zum öffentlichen Auftritt der HSG – herangezogen und *inhaltsanalytisch* über Frequenzen von Schlüsselwörtern (»Keywords«) und ihrer Kontexte (»Keywords in context«) ausgewertet und interpretiert (Merten 1995, Krippendorff 2004).

In den *Experteninterviews* wurden zehn langjährige Akteure der Universität St. Gallen im Rahmen einer mit der Methodik des »Tiefeninterviews« (Merton et al. 1956, Kaufmann 1999, Mayring 2002, Gläser & Laudel 2010) verfahrenden Befragung zum Selbstbild und Charakter der HSG angesprochen.

Quantitative Erhebungen

Die quantitativen Daten stammen aus *Online-Befragungen* des Student Monitoring. Befragt wurden in den Jahren 2009 bis 2012 Studierende im *Assessmentjahr* zum Komplex »erste Erfahrungen«, zu »Integration« und zur »HSG-Kultur«, ein weiterer Datensatz zum Assessmentjahr ist durch die Zusammenführung mit den Zahlen der HSG-Verwaltung zum Studienstatus als *Panel* strukturiert worden. Die Analysen zur *Bachelor- und Masterpopulation* beruhen auf den zusammengeführten Daten aus vier Wellen von Absolventen-Befragungen der Jahre 2011 und 2012. Eine weitere Befragung zum Einfluss der Startwoche auf studentische Kontakte (»Peer-Study«) ist 2012 durchgeführt worden.

Die *deskriptiven* Untersuchungen verweisen im Wesentlichen auf Berichte zu Händen des Rektorats, die 2010 (»Graduate Survey Report«) und 2011 (»Frauen an der HSG«) erstellt wurden. Die *analytische* Statistik bezieht sich in ihrer *bivariaten* Form auf die Darstellung nicht-parametrischer Korrelationen der Befragungsvariablen, in ihren *multivariaten* Dimensionen auf explorative *Faktorenanalysen* (Bortz & Schuster 2010), Diskriminanzanalysen als Verfahren der Darstellung von Gruppenunterschieden (Backhaus et al. 2011), und *Multiple Korrespondenzanalysen* (MCA), die mit der graphischen Darstellung von Zusammenhängen zwischen Variablen eine sozialwissenschaftliche Interpretation der Korrelationen von Kategorien und damit ein »strukturdeckendes« Verfahren ohne entscheidende Informationsverluste ermöglichen (Blasius 1987, Backhaus et al. 2011).

Forschungsdesign

	Datenerhebungsmethode	Analyseeinheit	Analysemethode
1	**Dokumentenanalyse** Identifizierung relevanter Dokumente und Reden von Entscheidungsträger	**2011/2012** Öffentlicher Auftritt HSG, Reden offizieller Vertreter, Webauftritt, Vision zur HSG, Reden an Graduation Days (Bachelor, Master), Reden an Promotionsfeier, Challenge the Best, Reden am Dies academicus, Kausch-Preis-Rede, Financial Times Ranking, NZZ Campus Bericht, Manager Magazin, Jahresbericht Universität St.Gallen	**Inhaltsanalyse** **Dispositive**: Experten, exzellente Lehre, Wettbewerb, Ranking, die besten Köpfe, beste Wirtschafter, Bestnoten, hohe Qualität, Forschungsranking, Erfolgsfaktor, weltweites Netzwerk, Elite
2	**Student Monitoring** **Online-Befragung der Studierenden im Assessmentjahr** Drei Offene Fragen: Erste Eindrücke Integration HSG-Kultur	**2009-2011** **Studierende Assessmentjahr** (Sample Size: 1.203) 1) Fühlen Sie sich an der HSG integriert? Haben Sie Kontakte zu anderen Studierenden knüpfen können? 2) Wie erfahren Sie den Studienalltag? Welchen Eindruck haben Sie vom Lehrbetrieb? 3) Wie erfahren Sie die HSG-Kultur insgesamt? Was erscheint Ihnen besonders positiv, was eher negativ?	**Inhaltsanalyse mit Konstruktbildung** **Konstrukte:** Eigenbild-Fremdbild, Ambiguität/Zugehörigkeit, Identität/Spirit, Familie, Konkurrenz, Leistungsbereitschaft, Vereinsleben, wenige arrogante Studierende, Kleidung als Zugehörigkeits- und Wiedererkennungsmerkmal, Deutsche , Internationalität, Praxisbezug, Wirtschaftsnähe, praxis- und wirtschaftsnahe Lehrende
3	**Experteninterviews** **Halbstrukturierte Befragung** Items aus Konstrukten abgeleitet (siehe 2)	**2012** **10 Experten der** HSG **Auswahlkriterium:** Experten der HSG, Dauer der Zugehörigkeit, Internationaler Zugang, Split Sample **Fragen**: 1) Können Sie uns bitte kurz Ihre heutige berufliche Position schildern? 2) Können Sie uns bitte kurz schildern in welcher Verbindung Sie zu HSG stehen oder standen? (Studium; frühere Positionen; laufende Positionen) 3) Was würden Sie sagen, was die HSG ausmacht? ▪ Wird Kultur erwähnt: Was verstehen Sie darunter? ▪ Bei weiteren Schlüsselwörtern (bspw. Spirit, Campus etc.) nachhaken? 4) Was macht nach Ihrem Verständnis die besondere Qualität des Studiums an der HSG aus? 5) Haben die Absolventen der HSG Ihrer Meinung nach ein besonderes Profil? ▪ Wenn ja, wie unterscheiden sich die Studierenden der HSG gegenüber Studierenden anderer Universitäten? 6) Wie trägt die HSG nach Ihrer Auffassung zu dessen Formierung bei? 7) Welche speziellen Kompetenzen sollten die Studierenden Ihrer Meinung nach mitbringen, um zur HSG zu passen? ▪ Mindestausstattung? ▪ Idealerweise? 8) Welche spezifischen Kompetenzen können im Verlauf des Studiums an der HSG aus Ihrer Sicht erworben werden? 9) Denken Sie an konkrete Studierende, welche Sie an der HSG unterrichtet haben. Welche Kompetenzen gehören Ihrer Meinung nach zur Verkörperung des idealen Studierenden?	**Inhaltsanalyse** Auswertung nach Konstrukten (siehe 2)
4	**Student Monitoring** **Online-Befragungen** Studierende im Assessmentjahr Bachelor-Absolventen Master-Absolventen Bachelor-Studenten	**Befragung Assessmentjahr 2011/2012 | Panel** (Sample Size: 404) **Befragungen Bachelor-Absolventen 2011-2012** (Sample Size: 522) **Befragungen Master-Absolventen 2011-2012** (Sample Size: 411) **Befragung Bachelor-Studenten 2012** (Sample Size: 399)	**Deskriptive Analysen** **Korrespondenzanalysen** (MCA) (**abh. Variable**: Studienerfolg; **unabh. Variablen**: Bildungshintergrund der Eltern; Gymnasialnote; Muttersprache, usw.) **Diskriminanzanalyse** **starke Einflussfaktoren:** Matura-Note, Umfang der Erwerbstätigkeit, **schwache Einflussfaktoren:** Geschlecht, Bildungsabschluss Vater/ Mutter, Beteiligung der Eltern an den Haushaltsaufwendungen, Muttersprache, Abitur-Note, Tatsache der Erwerbstätigkeit, Wahlfach, Beruf Vater/Mutter, Wohnort, Entfernung vom Heimatort **Explorative Faktorenanalyse** **Faktoren:** Beruf Vater, Beruf Mutter, Note Abitur, Wahlfach, Entfernung Heimatort, Wohnort, Erwerbstätigkeit, Geschlecht, Muttersprache, Bildung Vater, Bildung Mutter, Note Matura, Beteiligung Eltern, Erwerbstätigkeit Umfang

Anhang 3

Rohdaten und vorgängige Berichte | CD-Rom

Anstelle eines umfangreichen statistischen Anhangs bieten wir die verwendeten *Rohdaten* als offene Quellen an, weiterhin Korrelationsmatrizen entscheidender Variablen der Datensätze und die Ausgaben der abgebildeten Multiplen Korrespondenzanalysen:

1. Eingangsbefragung Assessment-Jahrgang 2011/2012 (Format SPSS | ASS 2012)
2. Vier zusammengefasste Bachelor-Absolventenbefragungen 2011/2012 (Format SPSS | BA 2012)
3. Bachelor-Befragung zu Startwoche und studentischen Kontakten 2012 (Format SPSS | PEERS 2012)
4. Korrelationsmatrizen der Datensätze ASS 2012 und BA 2012 (Format EXCEL | ASS/BA 2012 CORR)
5. Multiple Korrespondenzanalysen aus ASS 2012, BA 2012 und PEERS 2012 (Format SPSS | MCA 5–12)

Zusätzlich mitgeliefert sind zwei *Berichte des Student Monitoring* im Auftrag des Rektorats, die den Ausgangspunkt der Problemstellung und den Kontext des empirischen Materials verdeutlichen:

1. Studieren an der HSG. Graduate Survey Report 2010 (Format PDF | GSR 2010)
2. Frauen an der HSG. Probleme beim Studieneinstieg (Format PDF | HSG Frauen 2011)



Universität St.Gallen
Seminar für Soziologie
Tigerbergstrasse 2
9000 St. Gallen
www.sfs.unisg.ch